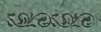
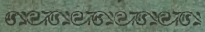


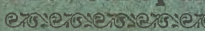
15. Februar 1917.

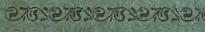
Internationale Rundschau

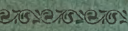
3. Jahrgang.

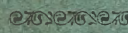
Zweites Heft.

Wilson, der Pazifist. 
 Siegmund Feilbogen.

Die europäische Anarchie.
 G. Lowes Dickinson.

**Die Friedensbedingungen
Österreich-Ungarns.** 
 Carl Brockhausen,

**Zur Wiederherstellung Po-
lens.**  Helena Gumplowicz.

**Wirtschaftliche Umwälzun-
gen.**  M. Nachimson.



Druck und Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich.

Kopenhagen: Vor Frue Boglade (Kaj Frimodt).

Stockholm: Albert Bonnier.

Preis: 80 Cts. — 80 Pfg.

Inhalt des 2. Heftes:

	Seite
Wilson, der Pazifist. Siegmund Feilbogen	41
Die europäische Anarchie. G. Lowes Dickinson	48
Die Friedensbedingungen Österreich-Ungarns. Carl Brockhausen	59
Ein neues Buch	67
Zur Wiederherstellung Polens. Helena Gumpłowicz	69
Finnland — das stumme Land. John Eliel	76
Sozialismus und Völkerfriede. Ludwig Brand	83
Wirtschaftliche Umwälzungen. M. Nachimson	87
Gegen den Weltkrieg	95
Gewissensqualen eines Neutralen	99
Zeitschriftenschau	101

Die Internationale Rundschau

erscheint viermal vierteljährlich.

Abonnementspreis Fr. 3.—, Mk. 3.—. Im Postabonnement 20 Cts. Zuschlag.
Einzelne Hefte: 80 Cts., 80 Pfg.

Abonnementsbestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen; ebenso der Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich.

Alle für die Redaktion bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion der Internationalen Rundschau, Bärensasse 6, Zürich zu adressieren. Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Für die Redaktion:

R. W. Huber
Zürich.

Verlag:

Art. Institut Orell Füssli
Zürich.

Mitarbeiter:

L. Barbar, Sofia; A. Baumgartner, Zürich; C. Bergmann, Russland; J. Bergman, Stockholm; E. Bernstein, Berlin; G. Brandes, Kopenhagen; F. Brentano, Zürich; L. Brentano, München; C. Brockhausen, Wien; F. H. Broeksmid, Holland; G. Cardinali, Bologna; E. Clapp, New York; A. Daudé-Bancel, Paris; E. Dick, Basel; Fr. van Eeden, Holland; Fr. Foerster, München; Fr. Fritschl, Zürich; Gamelli, Turin; A. Germain, Areachon; H. Gomperz, Wien; L. M. Hartmann, Wien; R. Herod, Lausanne; P. Hiestand, Zürich; L. Hoesch-Ernest, Amerika; J. Jastrow, Berlin; E. Jones, London; Jong van Beek en Donk, Haag; Ellen Key, Schweden; A. Knapp, Zürich; J. R. Kjellén, Göteborg; H. Lambert, Charleroi; H. Lammach, Wien; O. Lang, Zürich; C. Larsen, Kopenhagen; V. Leo, London; W. Lotz, München; E. Mach, München; G. Maier, Zürich; Rosa Mayreder, Wien; E. D. Morel, London; C. Oberoutcheff, Russland; J. Oehquist, Helsingfors; Oda Olberg, Rom; Cecil C. Palmer, Portsmouth; E. Platzhoff-Lejeune, Vaud; H. Richardson, England; E. Rignano, Mailand; Ch. Roper, London; B. Russel, London; E. G. Smith, England; W. Schücking, Marburg; F. M. Stawell, London; E. Tcharsky, Russland; F. Tönnies, Eufin; E. Wavrinsky, Stockholm; E. A. Westermarck, Helsingfors-London; F. v. Wrangel, Russland.

Ausserdem haben eine grosse Anzahl führender Gelehrter und Schriftsteller aus allen kriegführenden Staaten ihre tätige Mitwirkung zugesagt und ihrer lebhaften Zustimmung zu dem Unternehmen Ausdruck gegeben.

Wilson, der Pazifist.

Von Prof. Dr. S. FEILBOGEN.

Wir stehen unter dem Eindrucke der beiden Ereignisse, welche eine neue und noch erbarmungslosere Phase des Weltkrieges einzuleiten scheinen. Die deutsche Ankündigung des rücksichtslosen Unterseebootkrieges dürfte auf allen Fronten das Signal geben, um jeden Preis eine Entscheidung zu suchen; die Antwort der Vereinigten Staaten lässt befürchten, dass, infolge irgend eines zufälligen Zusammenstosses zwischen deutschen Unterseebooten und amerikanischen Schiffen, auch noch die letzte neutrale Grossmacht sich in diesen Kampf bis aufs Messer stürzen könnte. Wahrlich, ein furchtbares Ergebnis, würdig eines Krieges, der nun schon seit mehr als dreissig Monaten Tag für Tag den Erdkreis mit Jammer erfüllt und mit Greueln befleckt, der ein grosses Kulturvolk durch die Unterernährung der Kinder in den Wurzeln seiner Rassen-tüchtigkeit schwächt und ein anderes durch Ausmordung seines Mannesstammes geradezu mit dem Aussterben bedroht. Und was soll fortan aus den 16 Millionen Bewohnern von Belgien und Nordfrankreich werden, wenn die amerikanische Hilfe sie nicht mehr erreichen kann und die Deutschen für sich selbst nehmen müssen, was immer sie an Lebensmitteln zusammenraffen können! Wohin der Blick reicht, überall starrt er in eine trostlose Zukunft. Und nicht einmal die baldige Beendigung des Krieges ist wahrscheinlicher geworden, seitdem der Zehnverband ein Interesse hat, den Krieg noch in das Jahr 1918 hinüberzuschleppen, weil Amerika vor diesem Zeitpunkt seine Armeen nicht kriegstüchtig machen kann. Endloses Blutvergiessen, endlose Güterverschleuderung, das ist die wahrscheinliche Folge des raschen Schrittes, mit welchem der Präsident der Vereinigten Staaten die Kriegslust neu belebt hat. War er als Pazifist dazu berechtigt, war er als Staatsoberhaupt dazu verpflichtet?

Wir stellen die erste Frage voraus, Wilson selbst hat uns das Recht dazu gegeben. Seine Botschaft an den amerikanischen Senat konnte, wenn er auf seinem hohen Standpunkte verharrte, den Anfang einer Neuen Zeit bedeuten. Noblesse oblige! Wer den Ruhm eines Erlösers der Menschheit anstrebt, — der frei gewählte Führer einer freien Nation, der den Ehrgeiz hat, ein Zeitalter wahrer Menschlichkeit und internationaler Gerechtigkeit für alle Zukunft zu eröffnen, darf auf einen Zwischenfall, wie die Ankündigung des deutschen Tauchbootkrieges, nicht sofort in die Höhe fahren, wie der erste beste Säbelrassler des alten Europa. Was konnte denn ein Nicht-Pazifist in der gegebenen Lage Schlimmeres tun, da ja vorläufig keine tatsächliche Schädigung Amerikas oder selbst nur eines einzelnen Bürgers der Vereinigten Staaten vorgefallen war? Eine sofortige Kriegserklärung hätte der Präsident seinem eigenen Volke gegenüber unter diesen Umständen noch nicht verantworten können. Wohl aber hat er es jetzt durch seine napoleonische Geste in so tollen Chauvinismus versetzt, dass ein Pazifist wie Henry Ford eiligst seine Fabriken zu Kriegszwecken zur Verfügung stellte. Dieser Kriegsrausch hätte der Union, wenn irgend möglich, erspart werden sollen, wenn sie wirklich dazu berufen war, dem alten Europa ein Vorbild besserer Völkersitte zu werden.

Und wollte ihr Präsident wirklich der Verkündiger der grössten Friedensbotschaft und eines neuen Zeitalters der Menschheit werden, so musste er als überlegener Staatsmann gerade jetzt den Völkern der Erde ein ausgezeichnetes Vorbild der künftigen Mässigung und Versöhnlichkeit geben; er musste, auch gereizt, kaltes Blut bewahren, er musste den Standpunkt der Deutschen, wenn auch protestierend, doch aus ihrem Streben nach Abkürzung dieses entsetzlichen Krieges begreifen, ebensogut wie den Standpunkt der Gegner, den er sich vorläufig allein zu eigen gemacht hat; er musste seine hohe Mittlerstellung über den Parteien gerade bei dieser Gelegenheit, wo der Egoismus seines eigenen Volkes empfindlich werden konnte, mit

festem Friedenswillen wahren und bekräftigen. Er hatte weder der einen noch der andern Partei der kämpfenden Europäer recht zu geben, wohl aber die neue Lage als eine neue Handhabe zur Annäherung an den Weltfrieden auszunützen. Statt dessen hat der Präsident der Vereinigten Staaten sofort eine halb kriegerische Parteistellung eingenommen, sowie ihm nur ein populärer Anlass dazu geboten wurde.

Aber war er als Oberhaupt der Vereinigten Staaten nicht etwa verpflichtet, so zu handeln?

Gewiss nicht. Man betrachte nur seine Handlungsweise gegenüber der andern Kriegspartei. Nicht nur ist sie von Anfang des Krieges an durch einseitigen Munitionsexport gefördert worden und durfte den Aushungerungskrieg gegenüber den Zentralmächten ohne irgend eine Störung seitens der Vereinigten Staaten fortführen, unter schwerer Bedrängung aller europäischen Neutralen: noch hart vor der deutschen Ankündigung hatten bekanntlich die Engländer die Seesperre gegen Deutschland durch ein neues gewaltiges Minenfeld in einer Ausdehnung von 350 Kilometern verschärft und gerade dadurch die deutsche Kriegsführung zum Äussersten getrieben. Jedes neutrale Schiff, das auf eine solche Mine stösst, fliegt natürlich in die Luft, ohne vorher von der Mine gewarnt zu werden. Es ist unmöglich, einen Grund herauszufinden, warum dies den Engländern gestattet und den Deutschen der bedingungslose Unterseebootkrieg innerhalb eines vorher genau angesagten Gebietes nicht erlaubt sein soll, während doch für die Neutralen der letztere Modus weniger gefährlich ist, da die Unterseeboote nicht jedes feindliche Schiff erspähen, während die Mine automatisch jedes vorüberkommende Fahrzeug vernichtet. Wollte also der Präsident die Schifffahrt der Neutralen schützen, so musste er auch die englische Minenlegung verbieten, respektive mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen beantworten. Man kann einwenden, dass die Minenlegung völlig harmlos ist, wenn die Neutralen einfach die Schifffahrt in das bedrohte Gebiet einstellen. Aber genau dasselbe gilt auch

vom Unterseebootkriege. Wenn die Neutralen die betreffende Region vermeiden, so tritt sein günstigster Erfolg ein: es wird weniger torpediert als vorher, der Schiffsraum, welcher der Welt nach dem Frieden zur Verfügung stehen soll, wird nicht vermindert, und doch die Wirkung der Abschneldung von Zufuhr behufs Abkürzung des Krieges voll ausgeübt. Nur tritt diese Wirkung auf beiden kriegführenden Seiten in gleicher Weise ein und man kann nicht behaupten, dass darin eine Ungerechtigkeit liegen würde.

Man missverstehe uns nicht. Es ist geradezu entsetzlich, so furchtbare Arten der Kriegführung, wie den Tauchbootkrieg ohne Warnung des bedrohten Schiffes, mit erleben und billigen zu müssen. Aber nach der völligen Ablehnung jeder Friedensverhandlung von der anderen Seite muss man zugeben, dass den Deutschen ein anderes Mittel zur Abkürzung des Krieges nicht mehr zur Verfügung steht. Und die Abkürzung des Krieges ist im Augenblick das oberste Interesse der europäischen Kultur, welche vom Untergange bedroht ist, wenn der Krieg bis zur vollen Erschöpfung eines Teiles, das heisst bis zur beinahe völligen Erschöpfung beider Teile fortgeführt wird. Keine Veränderung der europäischen Karte oder der europäischen Verfassungen kann dafür entschädigen.

Was aber konnte der Präsident der Vereinigten Staaten anderes tun, wenn nun einmal vor auszusehen war, dass sein eigenes Volk den Schritt der Deutschen als eine beleidigende Herausforderung auffassen würde?

Gerade dann konnte er seinem Volke eine unvergessliche Lehre geben. Präsident Wilson konnte an einem weithin sichtbaren Beispiele zeigen, wie in Zukunft eine wahrhaft humane und doch mannhafte Politik gemacht werden soll und worin der neue Geist des künftigen Friedenszeitalters zu bestehen hat. Sicherlich nicht darin, dass jede einzelne Nation ihre Eitelkeit und ihren Egoismus über alle Interessen der Menschheit und der Menschlichkeit stellt; dass jedes Volk gegenüber den andern bei jedem Anlasse sofort die empfindlichste Reizbarkeit und Rauflust

herauskehrt; das hat man im alten Europa auch getroffen. Der neue Geist, der Geist einer Neuen Welt, aber besteht darin, dass jede Nation die Not der andern begreift und versucht, dem augenblicklich bedrängten Volke, das zur Befreiung von unerträglicher Zwangslage zu den schärfsten Mitteln greifen zu müssen glaubt, einen andern Ausweg zu eröffnen, um ohne Entehrung und Vernichtung, aber auch ohne die grauenvollsten Härten der Kriegführung aus dieser Zwangslage herauszukommen. Es war dem Präsidenten wohl bekannt, dass der deutsche Kaiser, sein Kanzler und sein Feldherr einen langen und ehrenvollen Kampf gegen die rücksichtslosen Elemente im eigenen Volke führen, um den verschärften Tauchbootkrieg zu vermeiden, besonders auch in dem Wunsche, das Selbstgefühl des amerikanischen Volkes zu schonen. Es war ihm genau bekannt, dass unter dem Drucke der Entbehrungen und Leiden, denen das deutsche Volk durch den Hungerkrieg ausgesetzt ist, es, den leidenden Volksklassen gegenüber, der deutschen Politik von Tag zu Tag schwerer und schliesslich fast unmöglich werden musste, den Schein zuzulassen, als ob die deutsche Staatsleitung aus Willensschwäche, aus Feigheit den Engländern die Leiden erspare, welche diese doch kaltblütig seit Jahren den Deutschen zufügen. Von einer übermütigen Provokation der Vereinigten Staaten durch das Deutsche Reich konnte also nicht gut die Rede sein. Die Aufgabe der amerikanischen Politik wäre es darum gewesen, den Druck der Zwangslage zu beseitigen, in welcher sich die deutsche Regierung befand oder wenigstens die Aussicht auf eine solche Beseitigung zu eröffnen. Was also konnte der verantwortliche Leiter der amerikanischen Politik tun, um den Interessen des eigenen Volkes Rechnung zu tragen und doch, den beiden kriegführenden Gruppen gegenüber, seine Neuorientierung der ganzen auswärtigen Politik im Sinne des Weltfriedens festzuhalten?

Der Präsident der Vereinigten Staaten konnte an Deutschland die Aufforderung richten, den verschärften Tauchbootkrieg zu suspendieren und ihm nun doch endlich

die deutschen Friedensbedingungen mitzuteilen, um die er schon einmal vergebens angefragt hat. Er konnte in Aussicht stellen, dass er im Falle massvoller deutscher Friedensbedingungen auf die andere Seite einen energischen Druck ausüben werde, um zum allermindesten ihren Eintritt in Friedensverhandlungen zu erzwingen. Mit vollem Rechte konnte er mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen drohen, wenn eine von beiden Seiten diese Intervention ablehnen würde. Denn wenn Deutschland ihm dann noch die Mitteilung seiner Friedensbedingungen verweigert hätte, dann hätte es mit dieser Haltung bewiesen, dass es auch dem deutschen Reiche mit dem Friedenswillen nicht ernst sei und dass demgemäss auch der Tauchbootkrieg nicht behufs Abkürzung des Krieges, sondern behufs völliger Niederringung des Gegners unter gleichzeitiger Terrorisierung der Neutralen verschärft werden solle. Unter dieser Voraussetzung hatte allerdings auch ein konsequenter Pazifist als Präsident der Vereinigten Staaten das Recht und die Pflicht, die Verschärfung der Kriegsgreuel und die Verletzung amerikanischer Interessen mit jedem Mittel abzuwehren.

Stellte aber Deutschland wirklich massvolle, auch für die Gegner erträgliche Bedingungen des Friedens und der Versöhnung, dann hatte der Präsident der andern kriegführenden Partei gegenüber, die aus dem amerikanischen Export von Munition und noch mehr von Rohstoffen und Kapital und auch aus den moralischen Sympathien der amerikanischen Demokratie Kraft und Nutzen zieht, noch viel kräftigere Mittel zur Verfügung, um seinen Friedenswillen zur Geltung zu bringen. Bei einem solchen Vorgehen hätte sich vielleicht wirklich ein Friedensschluss bewerkstelligen lassen, der nicht ausschliesslich auf der Gewalt des Siegers beruhen würde, sondern auch auf dem billigen und willigen Entgegenkommen beider Parteien gegenüber einem als sittlich überlegen empfundenen Schiedsrichter, und der erste Friedensschluss dieser Art in der Weltgeschichte hätte sich an den Namen Woodrow Wilson geknüpft. Gross und leuchtend wäre vor den er-

lösten Völkern Europas das Bild der grossen Republik jenseits des Ozeanes erschienen. Es wäre die Freiheit, die den Frieden gebracht hätte. Und der gewaltigste aller Kriege hätte sich als unzureichend erwiesen, um das gegenseitige Verhältnis moderner Völker zu regeln. Der Imperialismus würde auf lange Zeit vernichtet daliegen, unter dem niederschmetternden Eindrucke des Missverhältnisses zwischen den ungeheuren Opfern des Krieges und seinen geringen Ergebnissen selbst für eine so musterhaft organisierte Militärmacht wie das Deutsche Reich. Nicht einmal die geldgierigen Händler von Wall Street und ihre mächtigen Schutzpatrone im amerikanischen Senate hätten murren können; denn die Milliarden, welche ihnen die Entente bisher schuldet, können nur dann regelrecht eingeheimst werden, wenn der europäische Bankerott durch baldigen Friedensschluss vermieden wird, und das zweite grosse Geschäft, das mit dem ausgehungerten Deutschland, würde nun erst die sonst ermattende Konjunktur in die Höhe treiben. Statt dessen wird jetzt in Deutschland der Hass gegen Amerika, in Amerika die Erbitterung gegen Deutschland zu hellen Flammen auflodern; der einzige Grosstaat, der sich bisher dem modernen Vampir Militarismus zu entziehen wusste, wird nun auch noch von ihm umklammert; durch aktive Teilnahme am europäischen Krieg kann der unerhörte amerikanische Milliardengewinn aus der bisherigen Neutralität verloren gehen und Amerika in dieselbe bedrängte Finanzlage geraten wie Europa, ohne dass ihm noch ein Staat als Kreditreserve bliebe. Nach der Schwächung des letzten noch unverstümmelten Zweiges der weissen Rasse droht dann die gelbe Gefahr als Riesenwolke am Horizont der Zukunft. Soll auch dieser Wahnsinn zur Wirklichkeit werden?

Doch noch bleibt ein schwacher Hoffnungsschimmer; vielleicht wird Wilson, der Pazifist, noch immer den Sieg davontragen über Wilson, den Verkünder des frischen fröhlichen Krieges!

Zürich, 10. Februar 1917.

Die europäische Anarchie.

Von G. LOWES DICKINSON.

Das Buch, von dem wir mit Erlaubnis des Verfassers einen Auszug bieten, ist 1916 bei George Allen and Unwin veröffentlicht worden. Der Weltkrieg erscheint darin als Episode in der tragischen Geschichte der Selbstbefreiung Europas von seinen Gegensätzen und die Frage nach der Schuld der einzelnen Nationen muss hinter den Problemen der zukünftigen Vermeidung von Weltkriegen zurücktreten. So ist dieses Werk ein Ehrenzeugnis für den freien Geist des Verfassers und ein Mittel zur Selbstbefreiung des Geistes für den Leser. Wir glaubten übrigens, unsere Bedenken nicht verhehlen zu dürfen, wo die Sachkenntnis des Verfassers nicht auf der Höhe seiner Aufgabe steht. Wortgetreue Übersetzung des Textes ist vor den Zusammenfassungen durch grösseren Druck hervorgehoben.

Red.

I. Einleitung.

In der grossen und tragischen Geschichte Europas bildet das Ende des 15. Jahrhunderts einen Wendepunkt; damals hat das Ideal einer einheitlichen Rechtsordnung für die ganze Menschheit seine entscheidende Niederlage erlitten; an seine Stelle ist die Anarchie der Nationen als dauernd geduldeter Zustand getreten. Dieser Wendepunkt bedeutet den Sieg des Einzelstaates und seiner Souveränität. Und es ist kein Zufall, sondern ein Symbol der ganzen späteren Geschichte, dass aus jenem Zeitalter die glänzende und unheimliche Gestalt Machiavellis zu uns herniederfunkelt durch das Dunkel der Jahrhunderte hin. Denn von jenem Wendepunkte an bis auf den heutigen Tag ist die ganze internationale Politik in dem Worte Machiavellismus enthalten. Zu dieser Lehre haben sich nicht selten die Meister der Zunft ausdrücklich bekannt, wie Katharina von Medici und Napoleon. Andere freilich haben Machiavell offiziell verleugnet, wie Friedrich der Grosse; aber geübt haben seine Grundsätze fast alle Staatsmänner. In der Praxis war eben eine andere Handlungsweise gar nicht möglich.

Denn es gibt ein Gesetz, unter dem die Gruppen der Staaten genau so stehen, wie die Ansammlungen von Einzelnen. Wenn kein gemeinsames Recht und keine gemeinsame Ober Gewalt vorhanden ist, so müssen — gleichviel welche moralischen Gefühle vorherrschen — doch in der Wirklichkeit auch die besten Absichten durch Mangel an Vertrauen und Sicher-

heit zuschanden werden. Es muss sich früher oder später ein blutiges Drama entwickeln, in welchem die Furcht aller, das Misstrauen aller, der Angriff unter der Maske der Verteidigung und die Verteidigung unter der Form des Angriffes die Hauptrollen spielen; kurz es wird, worin schon Hobbes das Wesen dieser internationalen Lage erkannt hat, ein chronischer Kriegszustand stattfinden, verhüllt oder unverhüllt. Denn der Friede selbst wird unter diesen Umständen nichts anderes sein als ein latenter Krieg; und je mehr die Staaten sich rüsten, um einen Angriff unmöglich zu machen, desto sicherer wird dieser erfolgen; denn es wird sich immer unter den Staaten einer oder der andere finden, welcher glaubt, gerade jetzt die besten Siegesaussichten zu haben, während er doch später den Krieg jedenfalls führen müsste, aber unter schlechteren Bedingungen. So mag denn in einem bestimmten Augenblicke ein bestimmter Staat wirklich der Angreifer, also der Schuldige sein, aber die tieferliegende, die dauernde, die wahre Schuld und Versündigung ist eine gemeinsame Schuld aller Staaten; denn sie alle sind verantwortlich dafür, dass der schuldvolle Zustand der Anarchie, welcher für jeden Einzelnen die beständige Versuchung zum Angriffe bildet, noch immer fort dauern kann.

Solange nun diese Anarchie herrscht, wird der Kampf zwischen den Staaten die Neigung haben, eine gewisse immer wiederkehrende Form anzunehmen. Ein Staat wird nämlich versuchen, die Oberherrschaft über die andern zu erringen, und zwar ebensogut aus Besorgnis auf die eigene Sicherheit, wie aus Verlangen nach grösserer Macht; die bedrohten Staaten werden sich zusammentun, um den Eroberungssüchtigen niederzuringen; und so bilden zwei grosse politische Gedanken, die Idee eines einheitlichen Weltreiches und das System des Gleichgewichtes zwischen vielen unabhängigen Staaten, die beiden Pole der Achse, um welche sich die Weltgeschichte dreht. So ist es von jeher in Europa geschehen und so wird es auch fortgehen, bis entweder das einheitliche Weltreich wieder hergestellt wird, wie es schon einmal durch die Römer verwirklicht wurde; oder bis durch die Übereinstimmung aller Völker ein gemeinsames Gesetz und eine gemeinsame Obergewalt die Freiheit Aller sicherstellen wird. Vergeblich haben in der Vergangenheit mächtige Staaten, wie Spanien, Österreich, Frankreich, die Weltherrschaft angestrebt; und wieder möchten jetzt die Militärs, die Politiker und die Professoren von Deutschland zugunsten ihres Vaterlandes das Ideal der Weltherrschaft erneuern. Auf der andern Seite steht Grossbritannien an der Spitze: schon seit Langem und

auch jetzt noch setzt es seine ganze Kraft für ein System des politischen Gleichgewichtes zwischen unabhängigen Staaten ein. Wohl ist auch England genau so ehrgeizig, genau so streitsüchtig und angriffslustig wie andere Staaten; doch hat seine geographische Lage seinen Ehrgeiz mehr auf überseeische Kolonien als auf die Eroberung Europas gelenkt.

Seit dem 15. Jahrhundert hat daher Grossbritannien trotz seiner wachsenden Macht niemals die Freiheiten des Kontinents bedroht. Im Gegenteil hat es sich, in seinem eigenen Interesse, jedem Staate entgegengestellt, welcher sich dort die Oberherrschaft aneignen wollte; England hat sich regelmässig mit den bedrohten Staaten verbündet, um ihre Unabhängigkeit mit aller Kraft zu verteidigen. Jedem europäischen Staate, welcher die ehrgeizige Absicht hegte, den Kontinent zu unterwerfen, musste diese Politik Englands geradezu als ein Attentat auf das erscheinen, was er für das höchste Interesse der menschlichen Kultur hielt, gerade so wie einem Macchiavelli die italienische Politik des Papstes gemeinschädlich schien; der grosse Patriot wünschte nämlich für Italien die Einigung, selbst um den Preis der Sklaverei. Ebenso wünschen heutzutage gewisse Germanen ein versklavtes Europa, wenn es nur seinen Frieden durch die Oberherrschaft Deutschlands gewinnt. Diese nun klagen England an, dass es die europäische Anarchie verewigen wolle, lediglich um seine eigenen egoistischen Absichten zu verwirklichen. Ganz anders freilich wurde die britische Politik von den Deutschen aufgefasst, als die Macht, welche Europa ihrer Friedensordnung unterwerfen wollte, sich nicht Deutschland, sondern Frankreich nannte. Es wechselt eben in diesem langen und blutigen Kampfe um die Hegemonie Europas die Parteilstellung der einzelnen Völker, und damit ändern sich auch ihre Auffassungen. Nur eines überdauert alle Kämpfe, das Grundübel, die Anarchie der europäischen Nationen. Über das eine ist man einig, dass das Verhältnis zwischen den einzelnen Nationen nur durch Krieg und Gewalt geregelt werden kann. Was sich ändert, ist lediglich die Gruppierung der Nationen und die Verteilung der Gewalt an die verschiedenen Gruppen.

Aber Europa ist keineswegs der einzige Schauplatz dieses Kampfes zwischen Imperium und freiem Gleichgewicht. Seit dem 16. Jahrhundert kämpfen die Staaten nicht nur um die Herrschaft des einen über die andern, sondern auch um die Beherrschung der aussereuropäischen Welt. Grosse Kolonialreiche hat man emporwachsen und wieder zusammenstürzen gesehen. Portugal, Spanien, Holland haben nacheinander ein

grosses Reich gewonnen und wieder verloren. England und Frankreich haben gewonnen, verloren und wieder gewonnen. Erst im 20. Jahrhundert erntet Grossbritannien die Frucht seiner europäischen Kriege in Form eines Reiches, welches fälschlich als einheitliches Imperium bezeichnet wird, wenn auch tatsächlich die Sonne darin nicht untergeht. Gleich nach ihm kommt Frankreich mit seinen Kolonien in Afrika und im Orient. Deutschland dagegen blickt mit unzufriedenen Augen auf die verteilte Welt. Es hegt dieselben Ambitionen, wie alle Grossstaaten vor ihm, aber es findet mit lebhaftem Bedauern, dass unsere Zeit über die Methoden hinausgewachsen ist, durch welche andere Staaten in der Vergangenheit ihre gewaltigen Kolonialreiche aufgebaut haben. Und so beschränkt sich die Rivalität der Nationen nicht auf Europa, sondern spielt unter der Form der Weltpolitik auf dem grösseren Schauplatze des Erdenrundes. Aber auch dort wirkt dieselbe Nebenbuhlerschaft des Wettbewerbes und wächst auch aus derselben Wurzel hervor: aus dem Wechselspiel von Angriff und Verteidigung zwischen den Staaten, welche in dem rechtlosen „Naturzustande“ der Anarchie leben.

Wenn man diesen geschichtlichen Hintergrund nicht in Betracht zieht, so kann das Studium der besondern Ereignisse, welche zu dem gegenwärtigen Kriege geführt haben, nur Schlussfolgerungen an den Tag bringen, die weder gerecht, noch überhaupt verständlich sind. Die Gefühle jeder Nation bezüglich ihres eigenen Wertes und bezüglich der Nachbarvölker sind in jedem Augenblick gegeben; sie werden durch die Geschichte der Vergangenheit und durch die Auffassung, die jedes Volk von dieser Geschichte hat, mit Notwendigkeit bestimmt; dasselbe Bild nimmt sich ganz verschieden aus, je nach dem Standpunkt, von dem aus man es betrachtet. Freilich, ein lückenloses Verständnis aller Ursachen, welche zu diesem grossen Kriege geführt haben, könnte nur demjenigen zuteil werden, der nicht bloss in die geheimsten Gedanken der wenigen Menschen Einblick hätte, welche den Ausbruch des Krieges unmittelbar bewirkt haben, sondern sich überdies in alle Vorurteile und Voreingenommenheiten der öffentlichen Meinung in jedem einzelnen Lande hineinendenken könnte. Diese Voraussetzungen sind auch nicht bei einem einzigen unserer Zeitgenossen erfüllt und vereinigt. Aber in Ermangelung eines solchen Historikers möchte ich vorläufig die folgenden unvollkommenen Bemerkungen hinwerfen. Mögen sie ein Gegengift bieten gegen die wilden Leidenschaften, welche in Kriegszeiten dahinstürmen und für Europa eine Zukunft vorzubereiten drohen, die noch schlimmer

werden könnte als selbst die schlimmsten Zeiten der Vergangenheit.

II. Die europäische Politik vor dem Kriege.

In seiner Einleitung hat Dickinson die weitherzige Grundanschauung entwickelt, dass nicht ein einziges Volk oder eine der beiden Gruppen ausschliesslich oder vorwiegend die Schuld am Kriege trage, sondern dass die wahre Ursache des Weltkrieges in dem anarchischen Zustande liege, welchen alle Völker — und das ist ihre gemeinsame Schuld — vor dem Kriege geduldet haben. Aus ihm erwuchs eine Unsumme von Furcht und Misstrauen zwischen den bis an die Zähne gerüsteten Nationen, die dann leicht durch irgend einen lokalen Konflikt in alle Schrecken eines Weltkrieges geschleudert werden konnten.

Dickinson zeigt dies zunächst an dem Verhältnisse des Dreibundes und des Dreiverbandes, dann an der Entwicklung jedes einzelnen Grossstaates in dem Jahrzehnt unmittelbar vor dem Kriege.

1. *Dreibund und Dreiverband.*

Der Dreibund ist ausdrücklich nur zu Zwecken der gemeinsamen Verteidigung im Falle eines russischen Angriffes gegründet worden. Aber die Verteidigung erfolgt bekanntlich oft durch einen Präventivkrieg. Russland fühlt sich daher durch den Dreibund bedroht; es schliesst den Bund mit Frankreich durch einen Vertrag, dessen Wortlaut bis auf den heutigen Tag unbekannt ist, dessen Zweck aber offenbar, da im folgenden Jahrzehnt auch nicht der geringste Angriffsversuch erfolgte, nur auf Verteidigung gerichtet sein konnte. Aber die blossе Annäherung zweier so mächtiger Militärstaaten musste wieder Deutschland beunruhigen; es fürchtet einen Krieg mit zwei Fronten. Als nun im Jahre 1904 noch England zur Entente hinzutrat, da wurde nicht einmal die Verteidigung gegen Deutschland als bindende gemeinsame Verpflichtung übernommen; es wurden nur einfach die Differenzen beigelegt, welche seit vielen Jahren zwischen Grossbritannien und den beiden andern Staaten bestanden und die Ruhe der Welt oft genug gestört hatten. Aber diese scheinbar im Interesse des Weltfriedens nur zu begrüssende Ausschaltung von Streitpunkten musste bei dem heutigen Zustande internationaler Anarchie einen neuen Argwohn Deutschlands wecken; es schien, als könnte von den so plötzlich versöhnten Feinden ein gemeinsamer Angriff vereinbart worden sein. Und nun beginnt ein erhitzter Wettlauf von Rüstungen und Gegenrüstungen der beiden Staatengruppen; jeder Zwischenfall, der sich fortan irgendwo in Marokko oder in Bosnien zuträgt und unter andern Umständen ein lokaler Zusammenstoss geblieben wäre, droht, sich zum Riesenkampfe zwischen den beiden gewaltigen Staatensystemen, also zu einer Weltkatastrophe auszuwachsen. Als Zeugnis dafür zitiert Dickinson die bekannten Berichte der belgischen Gesandten, welche von der *Norddeutschen Allgemeinen Zeitung* und in Sonderdruck bei E. S. Mittler & Sohn

unter dem Titel *Belgische Aktenstücke* 1905–14 veröffentlicht worden sind.

Nach dieser Ausführung über den Einfluss der internationalen Anarchie auf die beiden Bündnisse, welche durch sie erst einen aggressiven Charakter angenommen haben, geht Dickinson dazu über, den Zustand jeder einzelnen Grossmacht zu schildern. Wir drucken den Wortlaut seiner Darstellung von Grossbritannien als Probe seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe, auch wo die Interessen seines Vaterlandes unmittelbar berührt werden, und seiner gelegentlichen feinen Ironie vollständig ab.

2. Die englische Politik.

Die britischen Inseln stehen an der Spitze eines Weltreiches, dessengleichen an Flächeninhalt und Bevölkerungszahl die Welt vorher nie gesehen hat. Dieses Gebiet ist durch Handel und friedliche Niederlassung angeeignet worden, wobei allerdings kriegerische Gewalt vor auszugehen oder nachzufolgen pflegte. Um es zu erwerben und festzuhalten, musste Grossbritannien Krieg auf Krieg wagen, nicht nur jenseits der Meere, sondern auch auf dem Festlande von Europa. Es ist und bleibt dennoch wahr und sogar eine grundlegende Wahrheit, dass der britische Ehrgeiz, wie wir schon hervorgehoben haben, sich seit dem 15. Jahrhundert keine Eroberungen auf dem Festlande von Europa zum Ziel gesetzt hat. Wir haben im Gegenteil jeden derartigen Versuch anderer Mächte mit bewaffneter Hand abgewehrt. Das ist es, was der Engländer meint, wenn er von dem Gleichgewichte der Mächte auf dem Festlande von Europa spricht. Zweifellos haben wir alles das in unserem eigenen Interesse getan, wenigstens wie wir es jeweilig verstanden haben; aber wir haben doch durch diese Politik uns zu Vorkämpfern derjenigen europäischen Nationen gemacht, welche jeweilig durch einen übermächtigen Nachbarstaat sich in ihrer Unabhängigkeit bedroht fühlten.

So hat der britische Imperialismus vier Jahrhunderte hindurch die Unabhängigkeit Europas nicht gefährdet, sondern gesichert. Jetzt ist unser Reich schon so ausgedehnt, dass wir es kaum mehr erweitern könnten ohne die Gefahr, es nicht mehr verwalten und verteidigen zu können. Wir behaupten daher mit vollem Recht, dass wir weder Bedürfnis noch Lust haben, Eroberungskriege zu wagen. Aber wir dürfen nicht überrascht sein, wenn diese Behauptung von den andern Nationen nicht ohne ein gewisses Misstrauen aufgenommen wird; denn in Wirklichkeit haben wir noch in den letzten fünfzig Jahren Krieg auf Krieg geführt und Gebiet um Gebiet annektiert, so Ägypten und den Sudan, Südafrika und Birma, von den kleineren Kriegen gar nicht zu sprechen, durch welche

wir das Zululand, Rhodesia, Nigeria und Uganda dem britischen Weltreich angegliedert haben. So erstaunt also auch die Engländer darüber zu sein pflegen, und zwar aufrichtig, wie uns scheint, so ist es doch Tatsache, dass wir auf dem Kontinent als der raublustigste Staat der Welt angesehen werden, wenn auch unsere Angriffe niemals auf den Kontinent selbst gerichtet sind. Wir dürfen also nicht erwarten, dass unser Bekenntnis zur Friedensliebe von den Ausländern besonders ernst genommen werde. Und doch halte ich dieses Bekenntnis für aufrichtig, wenigstens was die letzten fünfzehn Jahre betrifft. Unsere Staatsmänner von beiden Parteien sind ehrlich bestrebt gewesen, den Weltfrieden zu erhalten. Und bei diesem Bestreben fühlten sie sich durch die aufrichtige und wachsende Friedensliebe der ganzen Nation getragen. Besonders die liberale Regierung hat den Vorschlägen zugunsten von Schiedsgerichten und Abrüstung jede Ermütigung gewährt; und Sir Edward Grey ist wahrscheinlich der grösste Pazifist unter allen Staatsmännern, welche jemals als Minister die auswärtige Politik einer grossen Nation geleitet haben. Aber es ist ganz unvermeidlich, dass unsere kriegerische Vergangenheit den Kredit unserer künftigen Friedenspolitik schädigt. Und je lauter wir uns zum Frieden bekennen, desto mehr argwöhnen andere Nationen, dass ihnen eine Falle gestellt wird.

Auch gilt unsere Friedensliebe tatsächlich nur unter einer bestimmten Voraussetzung; die andern Staaten müssen nämlich damit einverstanden sein, dass der gegenwärtige Zustand erhalten bleibe, einschliesslich unserer Meeresherrschaft. Unsere gewaltigen Interessen in jedem Welttheile bewirken, dass Grossbritannien eine Macht ist, mit welcher überall gerechnet werden muss. Im Westen und im Osten, im Norden und im Süden kann keine Macht einen Schritt vorwärts tun, ohne auf britischen Widerstand zu stossen. Diese Staaten also, welche, ganz anders als wir, ihre Macht und ihren Einfluss jenseits der Meere auszudehnen wünschen, müssen immer mit unserem Widerstande rechnen, ganz besonders, wenn sie zu diesem Zwecke ihre Flotte verstärken wollen, so dass wir unsere Seeherrschaft dadurch bedroht glauben. Diese unsere Haltung ist nicht zu tadeln, aber sie muss immerhin die Fortdauer friedlicher Beziehungen mit ehrgeizigen Mächten stets schwieriger gestalten. Früher hatten wir es hauptsächlich mit Frankreich und Russland zu tun; Deutschland dagegen ist erst seit 1898 in jenes geschichtliche Stadium eingetreten, in welchem es sich stark genug fühlt zu dem Entschlusse, auch seinerseits eine Weltmacht zu werden. Zu diesem Zwecke,

sowie auch für den Schutz seines Seehandels hat Deutschland seine Flotte gebaut. Und eben deshalb sind wir, gewohnt, uns der stärksten festländischen Macht entgegenzustellen, von Deutschland abgerückt und Russland und Frankreich nähergetreten. Als wir uns mit diesen Mächten einigten, hatten wir gewiss nicht die Absicht, Deutschland anzugreifen; aber je mehr die deutsche Flotte erstarkte, desto mehr fühlten wir uns gedrängt, in der Entente eine feste Stütze zu suchen für den Fall, dass wir es nötig hätten, uns gegen Deutschland zu verteidigen. Alles dies folgt unausweichlich aus der Logik der Tatsachen, wenn einmal die europäische Anarchie gegeben ist. Ich konstatiere es auch nicht, um zu kritisieren, sondern um zu erklären, was geschehen ist, und ich glaube, kein Leser dürfte in der Lage sein, meiner Darlegung zu widersprechen. So ist das pazifistische England durch die notwendigen Wirkungen der europäischen Anarchie und des von ihr erzeugten Misstrauens in das Lager des Zweibundes von Frankreich und Russland getrieben worden.

3. *Frankreich und Russland.*

In ähnlichen Darlegungen behandelt Dickinson diese beiden Staaten.

Er zeigt, wie in Frankreich die pazifistische Strömung durch den Sozialismus und seinen Führer Jaurès eine grössere Macht erlangt hatte, als in irgend einem anderen Staate und auch mehr als anderswo für die Erhaltung des Friedens geleistet hat. Auf der bekannten Berner Friedensversammlung von 1913 war Frankreich durch 167 Deputierte und 48 Senatoren vertreten. In demselben Masse aber erstarkte auch die chauvinistische Strömung; genährt durch den alten Schmerz um Elsass-Lothringen und den neuen Groll wegen des Zwischenfalles von Agadir, wurde sie durch den Aufstieg Poincarés, sowie durch die Tätigkeit Millerands und Delcassés kräftig gefördert. Dickinson fasst sein Ergebnis dahin zusammen, „dass Frankreich, gestützt auf die beiden andern Grossmächte des Dreiverbandes, den Deutschen ebenso als eine beständige Drohung erscheinen musste, wie Deutschland den Franzosen; dass in Frankreich so gut wie in andern Ländern neben dem Pazifismus auch der Chauvinismus einen mächtigen Einfluss hatte, und dass die Unfähigkeit der öffentlichen Meinung, sich mit dem Verluste Elsass-Lothringens abzufinden, eine ruhelos wirkende Ursache der europäischen Unruhe gewesen ist.

Ebenso bestanden in Russland zwei Strömungen: die deutsch-freundliche hatte ihre Wurzel in den verwandten Gesinnungen der beiderseitigen Höfe und Staatsmänner, namentlich in dem gemeinsamen Interesse Russlands und Preussens, die Polen niederzuhalten; die deutsch-feindliche Strömung dagegen empfing immer neue Kraft aus dem nationalen Gegensatz der Deutschen und der Slaven und aus der Unvereinbarkeit der russi-

schen Politik, welche auf den Besitz Konstantinopels gerichtet war, und der deutschen Politik, welche teils zum Schutze Österreich-Ungarns, teils zur Verwirklichung der deutschen Herrschaft von Berlin bis Bagdad die Beherrschung der Balkanländer durch Mitteleuropa anstreben musste. So wurde Russland zum Bunde mit Frankreich und Frankreich durch Russland zu unerhörten Rüstungen, namentlich zur Einführung der dreijährigen Dienstpflicht, gedrängt, einer Belastung, die es nur kurze Zeit aushalten konnte, so dass die belgischen Gesandten darin ein Anzeichen des bald bevorstehenden Kriegausbruches erblickten.

„Welch ein unheimlicher Ausblick! Ich habe nicht den geringsten Wunsch, den Gedanken nahezulegen, dass dieser Verdacht gerechtfertigt war, aber der Verdacht selbst ist der entscheidende Punkt. Durch ihn sehen wir wie durch einen Nebel die verhängnisvollen Gestalten an der Arbeit, welche diesen Krieg vorbereitet haben. Wir sehen auch, dass die Kräfte, deren sie sich bedienen, der Ehrgeiz und der Stolz, die Eifersucht und die Furcht der Nationen sind; dass diese überall am Werke sind; dass sie alle Nationen und Regierungen durchdringen und ihrerseits in ihrem Wachstum durch den anarchischen Zustand der Völker begünstigt werden, für welchen alle Staaten der Erde in gleicher Weise verantwortlich sind.“

Es sei keineswegs sicher, dass die russischen Regierungskreise wirklich durch den Chauvinismus der öffentlichen Meinung beeinflusst wurden. Was aber sicherlich durch ihn beeinflusst wurde, war die Stimmung der Deutschen, ihre wachsende Unruhe und Besorgnis, ohne deren Kenntnis man die deutsche Politik überhaupt nicht verstehen könne.

4. Die Zentralmächte.

Es folgt dann die Betrachtung über Österreich-Ungarn, deren Flüchtigkeit allerdings nur durch ihre Ungerechtigkeit getroffen wird. Alles was Dickinson über Österreich-Ungarn vorzubringen weiss, ist, dass es nicht auf das natürliche Band einer einzigen Nationalität gegründet ist. Daraus folgert er, dass es nur durch die Gewalt und List der Herrschenden zusammengehalten werde, und seine Existenz nur der sträflichen Nachsicht der Nachbarn verdanke. Er übersieht dabei zunächst die geradezu elementare Gewalt des dynastischen Gefühls in diesem uralten Staatswesen, und dann das mächtige Interesse jedes einzelnen von den österreichischen Völkern an dem Schutze durch die gemeinsame Grossmachtstellung, ein Interesse, dessen vitale Bedeutung durch das Schicksal der kleinen Staaten in diesem Kriege auch dem schlichsten Mann aus dem Volke vor Augen gerückt wird. Der englische Schriftsteller übersieht aber auch, dass zwischen England und Indien oder selbst Irland sowie auch zwischen Russland und seinen Fremdvölkern ebensowenig von einer Verbindung

durch die natürliche Tatsache der gemeinsamen Nationalität die Rede sein kann. Übrigens genügt der Umstand, dass der Darstellung Österreich-Ungarns nur eine Seite gewidmet ist, während die Verhältnisse Deutschlands auf siebenzig Seiten erörtert werden, um unsere Behauptung zu begründen, dass diese Oberflächlichkeit und vermutliche Unkenntnis der österreich-ungarischen Verhältnisse geradezu die Achillesferse des sonst ausgezeichnet informierten Verfassers bildet.

Dickinson schreitet nun zur Analyse der deutschen Politik. Als die erste und grundlegende (all-important) Tatsache bezeichnet er die Art, in welcher sich die Einigung Deutschlands vollzogen hat. Verhängnisvollerweise sei sie nicht durch die grossherzigen Idealisten von 1848, sondern durch Bismarck erfolgt, in welchem er geradezu die deutsche Verkörperung des in dem ganzen Buche konsequent beklagten und angeklagten europäischen Machiavellismus erblickt. Das Vorbild dieses Staatsmannes habe die nachfolgenden Generationen Deutschlands zur Verherrlichung von Gewalt („Blut und Eisen“) und List (Emser Depesche) erzogen. Merkwürdigerweise ist aber Deutschland trotzdem bis etwa zum Jahre 1890 der Friedenspolitik treu geblieben. Erst zwischen 1890 und 1900 setzt sich der neue Geist der expansiven Weltpolitik durch, welcher den jungen Kaiser zu seiner aggressiven Flottenpolitik treibt; aber zur vollen Entwicklung gelangt der deutsche Chauvinismus erst zwischen 1904 und 1914 seit der Ergänzung des feindlichen Zweiverbandes zum Dreiverband. War auch der Chauvinismus in allen Grossstaaten vorhanden, so musste er, nach Ansicht Dickinsons, in Deutschland einen besonders gefährlichen Boden vorfinden, weil die Deutschen nur zu sehr geneigt seien, die Wirklichkeit durch das Prisma ihrer Romantik anzusehen. Mit beissendem Spott geisselt er die Übertreibungen der Alldeutschen.

„Die bekannte Gegenüberstellung von Deutschen und Engländern als Helden und Händler ist ein neuer Beleg dafür, wie die Romantik den Verstand der Deutschen trübt. Sie übersehen die Tatsache, dass sie selbst einer der grössten Handelsstaaten der Welt sind, und dass gerade die Furcht, ihre Märkte zu verlieren, sie nach ihrer eigenen Aussage in diesen Krieg getrieben hat. Sie sprechen vielmehr von Deutschland, als wäre es ein edler Ritter, welcher, allem irdischen Streben fremd, unschuldig durch die Welt wandert im reinen, selbstlosen Dienste Gottes und der Menschen. Andererseits setzen sie, da nun einmal England ein Handelsstaat ist, ohne weiteres voraus, dass kein Engländer für einen andern Zweck lebt, als für Geld und Profit. Weil sie selbst vermöge ihrer Wehrpflicht keine andere Wahl haben, als in den Krieg zu gehen oder niedergeschossen zu werden, schliessen sie, dass jeder Deutsche ein edler Krieger ist; weil aber bisher der englische Soldat freiwillig seinem Vaterlande sein Leben opferte, so nahmen sie an, er sei ein Söldner, der für Geld in

den Krieg ziehe. Deutschland ist ein Held, gehüllt in schimmernde Wehr, grossherzig, unbesiegbar, ein göttlicher Dulder. Andere Nationen dagegen sind dunkle Zwerge aus Nebelsheim, aufgebläht von Hass und Neid gegen alles Deutsche, unfähig einer grossherzigen Regung oder auch nur einer anständigen Handlungsweise. Deshalb sind sie alle durch das Urteil der Geschichte bestimmt, wenn sie überhaupt gerettet werden können, gerettet zu werden durch die grosse Seele und den beherrschenden Geist der Deutschen.“

Dickinson gibt freimütig zu, dass dieser Rausch der Selbstverherrlichung ursprünglich nur bei den deutschen Imperialisten zu finden war, und dass er sich bei den Imperialisten anderer Länder in sehr ähnlicher Weise wiederfindet. Nur meint er, dass dieses Gift des Grössenwahns für die deutsche Volksseele besonders gefährlich werden könne, weil durch das Vorbild Bismarcks der Kultus der Kraft zur Grundlage der deutschen Ethik geworden sei und die Rücksichtslosigkeit gegen andere Völker durch die in Deutschland bedenklich verbreitete, dem Stolz des Germanentums schmeichelnde Rassentheorie sowie durch gewisse oberflächliche Lehren des Darwinismus noch begünstigt werde. Immerhin ist sich dieser Engländer vollkommen klar darüber, dass die grossen Massen des deutschen Volkes vor dem Kriege ebenso friedliebend waren, wie die grossen Massen anderer Völker es sind; er stellt sogar mit Sorgfalt die Zeugnisse kompetenter französischer und belgischer Beobachter aus der Zeit unmittelbar vor dem Kriege zusammen, um die Friedensliebe des deutschen Volkes zu beweisen. Auch die Sozialdemokratie mit ihrem Internationalismus wird nicht übersehen. Aber daneben wirkte unablässig eine einflussreiche Minorität, welche auf den Krieg hinarbeitete oder wenigstens mit Rücksicht auf die verdächtige Entwicklung der Entente darauf vorbereitete. Diese letztere hat ihre volle Gefährlichkeit erst durch den Beitritt Englands erhalten, welches seinerseits durch die Flottenpolitik Deutschlands dazu gedrängt worden ist, so dass die Flotte, welche gebaut wurde, um einen englischen Angriff unmöglich zu machen, diesen erst zu provozieren schien. Es ist immer dasselbe Spiel: der eine seufzt: „der Krieg mag kommen“; der andere brummt: Ja, und setzt im Stillen hinzu: „mag der Krieg nur kommen“.

(Fortsetzung folgt).

Die Friedensbedingungen Österreich-Ungarns.

Von Universitätsprofessor Dr. CARL BROCKHAUSEN, Wien.

Soweit ein Privatmann und Bürger eines der kriegführenden Staaten in diesen für Dauerfrieden oder Vernichtungskrieg entscheidenden Tagen das Wort ergreifen darf, ohne in die verschlungenen und leider geheimen Netze der Diplomatie sich zu verstricken, wage ich es, in den folgenden Zeilen von den Friedensbedingungen Österreich-Ungarns zu sprechen, gestützt darauf, dass ich eine Reihe ähnlicher Gedanken bereits publizistisch vertreten und in allgemein zugänglichen öffentlichen Versammlungen widerspruchslos vorgetragen habe. Ich gehe davon aus, dass ein wahrer Frieden nicht ausschliesslich durch diplomatische Abmachungen erreicht werden kann; er muss ein Gesinnungsfriede sein, der aus der Tiefe der Volksseelen kommt; aber die Volksseelen sind vergiftet worden durch Verleumdungen, und unsere erste Vorbedingung des Friedens müsste die sein, dass unser Volk eine öffentliche Genugtuung erhält für verleumderische Angriffe auf seine Volksehre.

Diese Verleumdungen waren ein Kriegsmittel. Um die Kriegsstimmung zu entflammen und die Herzen der Neutralen gegen uns zu wenden, wurden wir als die Eroberer und Friedensstörer hingestellt, und unsere Kultur als Barbarei verschrieen. Wir können es verstehen, dass derlei Mittel nötig waren, um die Kriegsleidenschaft zu entfesseln; deshalb muss, um einen wirklichen Frieden zu ermöglichen, diese Täuschung beseitigt werden. Mit Barbaren schliesst man keinen wirklichen Frieden, und deshalb müssen wir, deren Ehre besudelt wurde, verlangen, dass die Menschen,

*) Dieser Artikel, der unter dem Eindruck des deutschen Friedensangebotes verfasst ist, kam uns durch die derzeitigen Postverhältnisse verspätet zu. Wir glauben aber, dass diese Stellungnahme eines massvollen und hochangesehenen Österreichers, wenn auch an Aktualität, so doch nicht an Interesse verloren hat und dass sie besonders in ihren Schlussfolgerungen ernste Beachtung verdient.

die gegen uns verhetzt wurden, durch Widerruf der Lügen zu einem besonnenen Urteil zurückgeführt werden. Speziell wir Österreicher müssen Gewicht darauf legen, dass vor allem die Serben zugestehen, dass der Mord unseres Thronfolgers nicht die vereinzelte Tat einiger Narren, sondern ein Glied in der Kette der von den Spitzen des Staates vorbereiteten Anschläge gegen unsere Existenz war. Es muss gleichfalls von unseren Gegnern offiziell zugegeben und im Friedensinstrumente authentisch festgelegt werden, wie sehr Russlands amtliche Kreise jahrelang eine geschulte Truppe bezahlter Verräter systematisch ausbildete, sie in unseren Schulen, Ämtern und Pfarreien einschmuggelte, um eine Abfallsbewegung in unserem Lande grosszuziehen; dass Italien hochverräterische Bestrebungen innerhalb unserer Grenzgebiete unterstützte — kurz, dass der Boden unseres Staates systematisch für einen kriegerischen Einfall unterwühlt war, bis wir endlich zur Verteidigung unserer staatlichen Existenz schritten.

■ Ebensowenig darf das Zugeständnis unterbleiben, dass Frankreichs materielle Unterstützung für Russland nicht der Kulturförderung eines kulturbedürftigen Staates, sondern den Rüstungen und Militärbahnen an unserer Grenze diene, also eine weitgreifende Kriegsvorbereitung im Frieden war, ebenso dass Englands Einkreisungspolitik sich in den Dienst von Eroberungsbestrebungen gestellt hat, die unser Vaterland gleich einer Artischocke von allen Seiten zerpfücken sollten.

Erst wenn auf diese Weise gezeigt wird, wie Zentral-europa gleich einem Wilde, das man abschiessen will, allseitig umstellt war, — ist der Boden für eine Verständigung geschaffen; dann müssen auch die Märchen über unsere angebliche barbarische Kriegsführung im Vergleiche zu dem, was unsere Gegner sich erlaubt haben, zerfallen, und die künstlich vergifteten Völker können sich, ohne die Absicht, nächstens wieder übereinander herzufallen, einander nähern.

Welche Bedingungen dann die österreichisch-ungarische Monarchie im Einzelnen stellen muss, das lässt sich ziemlich

eindeutig ableiten aus seinem Kriegsziel, verglichen mit seinen bisherigen Kriegserfolgen. Unser Kriegsziel ist ein sehr einfaches: wir hatten überhaupt keines; es sei denn, dass man die reine Abwehrstellung als ein Kriegsziel bezeichnen will. Erst durch das Kriegsziel unserer Feinde hat der Kampf für uns überhaupt einen Inhalt bekommen, und dieses gegnerische Ziel war auch sehr einfach: von allen Seiten sollte die Monarchie zerpfückt werden; im Norden, im Osten, im Südosten und Süden sollten Teile losgerissen und gleich herrenlosem Gute aufgeteilt werden: Die neue Landkarte Europas, auf der Österreich kaum wiederzufinden, gewiss aber nicht wiederzuerkennen war, die lag bereits druckfertig vor. Nun hat sich das Drama ganz anders abgewickelt, als unsere Feinde dessen Regie vorbereitet hatten; aus dem Spaziergange nach Wien, Pest, Agram, Triest und Innsbruck wurde nichts, hingegen haben wir so viel feindliches Gebiet besetzt, dass das Verhältnis des von uns eroberten Gebietes zu dem uns in Europa von den Feinden abgenommenen sich ungefähr verhält wie 10 zu 1.

Was soll nun die österreichisch-ungarische Monarchie als Friedensbedingung verlangen? Sollen wir, nachdem wir unser Kriegsziel, die Abwehr des Einbruches erreicht haben, gestützt auf die Kriegserfolge, uns ein neues Ziel stecken und das Eroberte behalten? Nichts ist bezeichnender für die friedliche Abwehrstellung der Zentralmächte bei diesem Weltbrande, nichts ist beweiskräftiger für die Frage, auf welcher Seite die Friedensstörer und auf welcher Seite die Friedfertigen zu suchen sind, als die grosse Verlegenheit, die den Zentralmächten (dies gilt sowohl für uns wie für Deutschland) das eroberte Gebiet bereitet. Wären wir auf Eroberungen ausgegangen, wir wüssten was wir mit dem Gewinne zu tun hätten: einstecken und keinen Quadratzoll herausgeben! Wir aber haben keine Landkarte des „neuen Europas“ vorbereitet, wie der Franzose Barrès oder Graf Bobrinski oder wie sie in serbischen und italienischen Schulbüchern zu finden ist.

Erst nach erfolgreicher Besitznahme feindlichen Gebietes kommen wir überhaupt dazu, die sehr unbequeme

Frage zu erörtern, was wir damit anfangen sollen. Abwehr war unser Programm, und nur die Rücksicht auf künftige Abwehr könnte uns dazu bestimmen, eine Grenzänderung eintreten zu lassen. Wir sind ein viel zu verwickeltes Staatesgebilde, als dass wir Neuerwerbungen ohne weiteres annehmen könnten; wir würden sie eher als eine Strafe des Himmels, denn als einen Siegespreis einschätzen. Dies glaube ich im Namen der meisten Österreicher sagen zu können: der geographische Status quo ante bellum wäre uns die wünschenswerteste Lösung, soferne damit eine Garantie gegen künftige Einbrüche verbunden werden kann.

Allein ebenso deutlich muss ein zweiter Satz ausgesprochen werden: Einbrecher, die man bloss verscheucht, werden bei besserer Gelegenheit wiederkommen. Wenn wir sie ungestraft ziehen lassen, dürfte unsere Grossmut nicht die gebührende Anerkennung, sondern Hohnge lächter finden. Deshalb können wir nur einen solchen Frieden wollen, der die Garantien bietet, dass der Einbruch nicht wiederholt werde, und diese Garantien können nur liegen, entweder in der Grenzsicherung nach aussen, oder in einem inneren Gesinnungswechsel der Gegner.

Gewiss werden wir sichere Grenzl意思ien gegen Italien um so mehr verlangen müssen, als dessen gesunde Entwicklung geradezu einen Bestandteil unseres äusseren Staatsprogramms gebildet hat, und selbst die grösste Verleumdung uns nicht nachsagen kann, dass wir dort Eroberungstendenzen verfolgten; weiteres wird eine Sicherung unserer Ausfahrt durch die Adria und eine Sicherung unserer Donau unabweisbar sein. Serbien — bisher ein freiwilliger Vasall Russlands — konnte uns die Donau sperren; das wird ein Ende haben; entweder wird Serbien aufhören, russischer Knecht zu sein, oder wir werden ihm die Möglichkeit benehmen, uns den Donauweg zu sperren; vielleicht ist beides unumgänglich. Schwieriger ist unsere Lage Russland gegenüber. Unsere Bundesgenossen und wir haben das Königreich Polen zuerst erobert und dann das eroberte Land freigegeben. Zuerst haben wir die

erlösende Tat vollbracht und dann das befreiende Wort gesprochen, ganz im Gegensatze zu dem bei unseren Feinden beliebten Vorgange, die zuerst völkerbefreiende Worte in die Welt senden und freigebig versprechen, was ihnen nicht gehört. Das von russischer Willkürherrschaft befreite Volk wieder in die halbasiatische Völkerstampfe zurückfallen zu lassen, wird man von uns nicht erwarten.

Etwas anderes als die Gebietsfrage ist die Grenzfrage; das ist die Bestimmung jener Linien, die so angelegt sind, dass sie Einbruchsversuche erschweren und dem wirklich friedlich Gesinnten die Ruhe des gesicherten Daseins garantieren. Über den Verlauf dieser Grenzen der „Friedenszone“ können freilich nur die Militärs eine fachmännische Auskunft geben; aber vielleicht brauchen gerade wir aus militärischen Rücksichten nicht besonders weit zu gehen, weil grosse Gebietserweiterungen nicht notwendig zusammengehen mit grösserer Gebietssicherung. Auch hat der Schützengrabenkrieg bewiesen, dass von allen Festungen eine die sicherste ist: die alte Mutter Erde, in die man sich eingraben kann.

Wie weit wir zum Zwecke friedlicher Sicherung gehen müssen mit Gebietsanforderungen und wie weit wir hier nachsichtig sein können, hängt eigentlich von der Erfüllbarkeit der zweiten Garantie ab, die von innen heraus kommen muss; unsere Friedensbedingungen stehen in Wechselwirkung mit dem notwendigen Gesinnungswechsel unserer Feinde, künftighin auf Eroberungen auf unsere Kosten zu verzichten. Ja, man kann es geradezu aussprechen: Je tiefer der innere Gesinnungswechsel der Gegner und ihr ernsthafter Friedenswille für die Zukunft ist, desto bescheidener können unsere Gebietsforderungen werden. Wenn aber der Friede nur im Wege eines Zusammenbruches unserer Feinde erreicht werden kann, müssen unsere Forderungen ganz unnachgiebig wachsen. Es ist also eine Auseinandersetzung der Geister, welche unsere Friedensbedingungen beeinflussen wird.

Diesem Gedanken kommt ein sehr wichtiges Ergebnis der Kriegspolitik unserer Feinde zu Hilfe. Der Hauptan-

sporn, uns sozusagen die Kleider vom Leibe zu reissen, unsere Grenzgebiete zu annektieren, lag in der Idee des einheitlichen Nationalstaates, demgegenüber der aus mehreren Nationen gemischte Nationalitätenstaat keine Existenzberechtigung zu haben schien, so dass jeder Nachbarstaat es als seine „heilige Pflicht“ betrachtete, die an sein Gebiet angrenzenden Nationen zu „erlösen“. Solange diese Idee vorherrscht, ist Österreich-Ungarn freilich ein geeignetes Beutestück, ähnlich wie auch die Schweiz dieser Idee schliesslich zum Opfer fallen müsste. Merkwürdigerweise bedeutet dieser Krieg einen Sieg des gemischten Nationalitätenstaates über die Idee des einheitlichen Nationalstaates; und zwar sind es nicht bloss die Waffenerfolge Österreich-Ungarns, sondern mindestens ebenso sehr die Handlungen seiner Feinde, die dieses Ergebnis erbracht haben. Obwohl ihm eine kaum wiederkehrende Gelegenheit geboten war, verzichtete Italien, der reinste Typus des einheitlichen Nationalstaates, auf die Vereinigung mit den Konnationalen in Frankreich, Korsika und Malta; hingegen verlangte es weite Gebiete deutscher und slavischer Völker in sich aufzunehmen. Also überwogen die militärischen und Handels-Fragen sowie die Machtgelüste im Augenblicke der Tat alle so beliebten Worte von der nationalen Einheit; der einheitliche Nationalstaat Italien war bereit, sein nationales Glaubensbekenntnis für einen guten Hafen und dessen Hinterland zu opfern!

Genau so handelt Frankreich, nach Italien der Einheitlichste Nationalstaat Europas, indem es sein Kriegsziel ist, oder, so lange es Siegeshoffnungen hatte, doch war, deutsche Gebiete im Elsass und am linken Rheinufer in sich aufzunehmen, und den grossen Staaten folgt das kleine Serbien, das seine heftigsten Nationalfeinde die Kroaten, Bulgaren und die Albaner sich einverleiben wollte, — von Russland, das niemals Respekt vor fremden Nationen gehabt hat, natürlich ganz zu schweigen.

Also überwogen bei unseren Feinden die Machtgelüste über die nationale Einheitsidee und mit dieser Erkenntnis ist von selbst die beste Schutzidee für jeden Nationali-

tätenstaat in diesem Krieg erstarkt. Der übernationale Staat erschien selbst unseren Feinden als ihr erstrebenswertes Kriegsziel. Also sehen wir, dass ein national einheitlicher Staat keineswegs gesättigt ist durch die Zusammenfassung seiner Konnationalen, sondern dass er darüber hinausgreift, um unter den verschiedensten Motiven fremdsprachiges und fremdnationales Gebiet einzu beziehen, und so bestätigen unsere Feinde zwar ungewollt aber um so deutlicher die Existenzberechtigung der beiden grossen Verkörperungen des über den Nationen stehenden Staates in Europa: Österreich-Ungarn und der Schweiz, sowie auch der Vereinigten Staaten in Nordamerika.

Die grosse Phrase von der Erlösung der Unerlösten hat sich als eine Fälschung erwiesen, die eben von denjenigen ad absurdum geführt wurde, die sie bisher im Munde führten: diese Erkenntnis ist unverlierbar. Je vollständiger sie zum offenen Bekenntnis unserer Gegner wird, desto leichter wird es sein, mit ihnen einen Dauerfrieden zu schliessen, desto gemässiger werden unsere Bedingungen sein können.

Noch ein zweiter Umstand kommt diesem Gedanken zu Hilfe: es wäre ja natürlich, dass dieser Krieg als der letzte Versuch einer gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen Germanen und Romanen anzusehen sei. Während des Mittelalters hatten die deutschen Kaiser ihre Hand in Italien und bis in die neueste Zeit wühlte Frankreichs Hand in innere deutsche Verhältnisse. Der italienische Einheitsstaat hat die Reste einstigen deutschen Kaisertums und Habsburgischer Familienhoheit aus Italien verdrängt, ebenso wie die Gründung des neuen Deutschen Reiches den französischen Einfluss aus deutschen Gebieten zurückgeschoben hat. Nur einige blutige Landfetzen sind noch als ungeklärter Rest geblieben — gegenüber ausgefochtenen Existenzkämpfen kleine Grenzstreitigkeiten.

Hier würde eine aufrichtige Willenserklärung der beiden uns gegenüberstehenden romanischen Völker, sich freundschaftlich zur Wahrung der europäischen Kultur an uns anzuschliessen, die Friedensbasis bilden.

Das Ergebnis dieser Betrachtungen ist also dieses:

Wir können zwei ganz verschiedene Friedensbedingungen aufstellen, die eine Gruppe für den Freund, die andere für den Feind der Zukunft. Die erste Gruppe kann nahezu auf alles verzichten, was den Freund der Zukunft schmerzt, die andere muss aus Vorsicht alles erstreben, was den Feind der Zukunft unschädlich macht. Ein Vernichtungskampf wurde gegen uns versucht; wir müssen unser Leben sichern. Ist die Basis des Friedens nicht eine geänderte Gesinnung unserer Gegner — ein Gesinnungsfriede, gerichtet auf wechselseitige Hilfe kulturellen und wirtschaftlichen Fortschrittes, dann müssen wir aufs Äusserste weiterkämpfen. Deshalb wurde Eingangs so viel Gewicht auf den Widerruf der völkervergiftenden Verleumdung gelegt, die unseren Gegnern so grosse Dienste geleistet hat, jetzt aber ihnen selbst zur Gefahr wird; denn der milde, versöhnende Friede kann nur dann erwogen werden, wenn die innere Überzeugung bei unseren Feinden reift, dass eine Jagd nach Phantomen sie in den Krieg gestürzt hat. Zum Teil tritt ja die Besinnung bereits ein. Dass man wirklich die Waffen nur ergriffen habe, um den Deutschen eine höhere Kultur aufzuzwingen, wie es im Anfang hiess, behauptet heute im Ernst niemand mehr; dass der Krieg dem „Militarismus“ gegolten habe, davon ist England zwar nicht in Worten wohl aber durch die Tat selbst abgegangen; dass er zum Schutze „Neutraler“ geführt werde, ist unglaublich geworden durch den auf friedliebende Neutrale ausgeübten Zwang, am Kriege teilzunehmen; dass er dem nationalen Einheitsstaat gelte, haben unsere Feinde gründlich widerlegt.

In all diesen Punkten tritt bereits langsam ein Wechsel der Anschauungen ein. Auch für uns kämpft die Zeit. Ist die Erkenntnis bei unseren Feinden gereift, dass weit wichtiger als geringfügige Landstreifen, die mit Blut und Geld vielfach überzahlt wurden, der kulturelle Zusammenhalt, die friedliche Symbiose der Staaten ist, oder muss man mit Friedensgedanken warten, bis diese Erkenntnis sich bei ihnen Bahn gebrochen hat? Weder wir noch Deutschland können die lastende Lebensgefahr, von zwei

Seiten immerfort in die Flanke gepeitscht werden, als ein erstrebenswertes Ende des Krieges betrachten. Wenn Russland dauernd ein Erobererstaat mit Expansionsgelüsten bleibt — so können wir uns dessen zur Not erwehren. Unmöglich ist dies, ohne Rückendeckung und deshalb müssen wir und Deutschland unseren romanischen Nachbarn zurufen: Bietet uns Gesinnungsfrieden oder es geht auch euch ans Leben; einen Frieden, mit Revanchegedanken lehnen wir ab. Deshalb ist unsere erste Forderung: Befreit euch definitiv von dem Kirchturnstandpunkt, einige kleine Grenzstreifen als das höchste Ideal anzusehen, betrachtet von einem höheren Standpunkte Europas, ja der Menschheit Schicksal, und statt Worte zu machen — handelt darnach.

Euer Eroberungswille allein ist es, der uns nicht Ruhe gestattet, bevor wir einen dauernden Rückhalt gegen Dolchstösse von hinten gesichert haben. Euer Gesinnungswechsel allein begründet den Dauerfrieden. Nicht bei uns liegt die Wahl, sondern bei unseren Gegnern.

Ein neues Buch.

Von Alfred Sterns gross angelegter „Geschichte Europas von 1815 bis 1871“, Cotta, Stuttgart und Berlin, ist der 7. Band (1848—52; 797 S.) erschienen, in welchem der Verfasser die ungeheure Fülle von Tatsachen mit gewohnter Objektivität und fesselnder Kraft der Darstellung verarbeitet. Das nachfolgende *Vorwort* zum neuen Bande zeigt die nahe Verwandtschaft seiner Anschauungen mit den unsrigen.

Die Red.

Es drängt mich, der dritten und letzten Abteilung dieses Werkes einige Worte vor auszuschicken. Bei seinem Beginn habe ich geglaubt, in der Einleitung von „einer Ideen- und Interessengemeinschaft der europäischen Völker“ sprechen zu dürfen, „die sie kraft innerer Notwendigkeit aneinander bindet und auf derselben Bahn geschichtlicher Entwicklung weiterführt.“ Heute möchten diese Worte vielen Lesern als ein Hohn erscheinen, und der Historiker, der es unternommen hat, die Geschichte Europas innerhalb eines nicht allzuweit zurückliegenden Abschnittes des neunzehnten Jahrhunderts als Ganzes darzustellen, könnte den Mut verlieren, sein Wagnis fortzusetzen.

Ein Krieg, dessen gleichen, was Ausdehnung des Schau-

platzes, Aufbietung der kämpfenden Massen, Vervielfältigung der Kampfmittel, Darbringung unzähliger kostbarster Opfer anlangt, die Weltgeschichte nicht kennt, hat die Ideen- und Interessengemeinschaft der europäischen Völker zerrissen. Er hat die Gegensätze nationaler Leidenschaften entfesselt und in ihren krampfhaftesten Übertreibungen ans Licht gebracht. Er hat den internationalen Warenaustausch unterbunden und ein wirtschaftliches Chaos geschaffen, das der Wahnwitz rachsüchtiger und eigensüchtiger Fanatiker zu verewigen wünscht. Er hat die, welche sich ehemals über die Grenzpfähle hinweg zu gemeinsamem sozialem Streben friedlich die Hand gereicht, durch eine tiefe Kluft getrennt. Er hat eine babylonische Sprachenverwirrung bewirkt, die ein sich Verstehen unmöglich macht, und den mörderischen Streit der Waffen oft noch durch Lüge und Verleumdung vergiftet. Selbst die Wissenschaft und die Kunst sind in das wilde Kampfgetümmel hineingezerrt worden. Führende Geister der europäischen Intelligenz, die ihre Geburtsländer gleichsam mit Schützengräben absperren zu wollen scheinen, haben sich Fehde angesagt, Worte der Verachtung zugeschleudert und ihres hehren Berufes vergessen, durch freundschaftliche Zusammenarbeit den Fortschritt der menschlichen Erkenntnis fördern zu sollen.

Es ist nicht abzusehen, wann in den Völkern Europas, die schwarzen und gelben Bundesgenossen das Schauspiel der Selbsterfleischung bieten, das Gefühl einer inneren Zusammengehörigkeit wieder aufdämmern wird. Gegenwärtig klafft noch ein Abgrund von Hass, der sich zwischen so vielen von ihnen aufgetan hat. Aber es hiesse an der Zukunft Europas verzweifeln, wollte man diesen Zustand als einen für immer dauernden ansehen. Die gemeinsamen Wurzeln der gesamteuropäischen Kultur sind zu stark, als dass sie durch das Wüten des Orkans, der jetzt über den Weltteil hinbraust, zerstört werden könnten. Die Völker Europas, deren keines ein auserwähltes ist, können sich, selbst wenn sie es wollten, der innigen Verflechtung ihrer geistigen Erzeugnisse und ihrer materiellen Bedürfnisse nicht entziehen. Die Zeit muss kommen, da zerrissene Fäden wieder angeknüpft, zerbrochene Brücken wieder hergestellt werden. Heute mehr als je ist es eine heilige Pflicht des Geschichtsschreibers, sorgfältig alles zu vermeiden, was diesen Genesungsprozess hindern oder verlangsamen könnte. Ernstlicher als je hat er sich zu bemühen, nach Rankes unvergesslichem Wort, „sein Selbst gleichsam auszulöschen, um nur die Dinge reden zu lassen“. Es wäre mein schönster Lohn, wenn man finden sollte, dass es mir auch in der letzten Abteilung meiner „Geschichte Europas“ gelungen wäre, diesem Ziel wenigstens nahe zu kommen.

Alfred Stern.

Zur Wiederherstellung Polens.

Von Dr. HELENA GUMFLOWICZ.

Die am 5. November 1916 durch die Zentralmächte erfolgte Proklamierung der Selbständigkeit Polens, muss als der erste gewichtige Schritt zur „Lösung“ der polnischen Frage erkannt werden. Diese Lösung war wohl seit Anfang des Weltkrieges kein eindeutiger Begriff. Das Manifest des Grossfürsten Nikolaj Nikolajewitsch vom 14. August 1914 stellte in Aussicht eine Lösung durch Vereinigung aller ehemaligen polnischen Provinzen nach der Niederwerfung Deutschlands und Österreich-Ungarns, ein geeinigtes autonomes Polen unter dem Szepter des Zaren. Dem gegenüber liess die revolutionäre Fraktion der polnisch-sozialistischen Partei den Ruf erschallen: Für Polen — gegen Russland“ und griff zum Kampfe.

Das Überschreiten der österreichisch-russischen Grenze durch ein paar hundert schlecht ausgerüsteter Studenten unter der Führung Joseph Pilsudskis war, sowohl für Österreich, wie für das offizielle Polen eine Überraschung und eine — Verlegenheit. Die überzeugende Sprache der Tat rannte jedoch schnell alle Hindernisse hinweg. Und indem im Feuerschein des Krieges manch Keimendes über Nacht reif und vollwertig wurde, entstand in Krakau am 16. September 1914 das Oberste Polnische Nationalkomitee, ein Ausschuss aller polnischen Parteien Galiziens, die den Kampf für die Sache Polens an der Seite der Mittelmächte zu führen entschlossen waren.

Ein freier und selbständiger polnischer Staat war hier das erstrebte Ziel.

Die Gegensätzlichkeit der österreichisch-russischen Interessen am Balkan erweckte lange schon in den Köpfen der polnischen Freiheitskämpfer den Gedanken einer Anlehnung an die Habsburgermonarchie. Der Gedanke an eine habsburgische Sekundogenitur in Polen beschäftigte die Aufständischen im Jahre 1831 und 1863, tauchte oftmals auf in der revolutionären Gärung, die den Krimkrieg in Polen begleitete, musste also jetzt, wo der latente Gegensatz in einem Krieg seinen unverhüllt-schrecklichen Ausdruck fand, in welcher Form immer zurückkehren und das praktische Handeln entscheidend beeinflussen.

Doch während jedesmal, als die Polen selber zur Waffe gegen den Zaren griffen, die heiss ersehnte und sicher erhoffte

Hilfe des Auslandes ausgeblieben ist und der Aufstand im Blute der Freiheitskämpfer ertrank, sahen die Polen jetzt, als nur ein kleines Häuflein der Ihrigen am Kampfe gegen Russland teilnahm, die Russen eiligst von ihrem Boden weichen. Im Sommer 1915 — hundert Jahre nach dem Wiener Kongress — der ein Königreich Polen schuf und dem Zaren wehrlos auslieferte, verliessen alle Vertreter der russischen Macht, der Generalgouverneur samt dem Polizisten und dem Gefängnis-aufseher die polnische Hauptstadt und bald waren sie auch samt dem russischen Heere jenseits der polnisch-russischen Grenze. Das russische Joch schien nun gebrochen, und doch wurde das sieghafte deutsche Heer nur kühl und zögernd begrüsst. Der Jubel der „Befreiten“ wollte sich nicht einstellen, und nun wurde die Tiefe des Wandels, den die polnische Gesellschaft in dem letzten halben Jahrhundert durchmachte, klar und offenkundig.

Den polnischen Glauben an die Möglichkeit einer Befreiung und den polnischen Willen zur Freiheit vermag keine Niederlage und kein Zugeständnis des Zaren zu entkräften. Im Gegenteil! Jedes Nachlassen des Druckes wurde benützt zur Organisation des Widerstandes, und die leidenschaftliche Klage des Markgrafen Wielopolski, der nach dem Massenmorde der galizischen Schlachta, an dem die österreichische Bürokratie nicht schuldlos war, in einem offenen Brief an Metternich Abschied von dem Westen nahm, fand kein Echo im Lande. Seine Versöhnungspolitik Russland gegenüber, beschleunigte nur den Ausbruch des Aufstandes von 1863 und war nicht einmal imstande, die erneuerten Versuche einer Annäherung Polens an Österreich und an Preussen zu vereiteln.

Den Glauben an eine Hilfe von aussen nahm den Polen erst die preussische Polenpolitik. Die strenge Verfolgung der polnischen Geistlichkeit in der Aera des Kulturkampfes, ganz besonders aber der Kampf Bismarcks gegen die polnische Nationalität, der im Jahre 1886, zur Zeit also, als Bismarck alles daran setzte, das russisch-französische Bündnis hintanzuhalten, anfang und dann als „unantastbares Bismarckserbe“ bei geänderter politischer Konstellation weiter geführt wurde, zeigte den Polen, dass die Diplomatie des Westens entschlossen war, sie der Gunst des Zaren hinzuopfern. Das Enteignungsgesetz überzeugte die Söhne jener Väter, die im Jahre 1831 und 1863 die Erfahrung gewannen, dass Polen aus eigener Kraft nimmer imstande sein wird, sich sieghaft zu erheben, dass nun kein europäisches Kabinet und kein führender Staatsmann an seine Zukunft glauben und um seine Kräfte werben will.

Was Wielopolski, der mit seiner Versöhnungspolitik Schiff-

bruch litt, nicht gelingen konnte, gelang 20 Jahre später dem „Eisernen Kanzler“. Sowohl der grundbesitzende Adel als auch die städtisch bürgerlichen Elemente, machten sich von der Tradition des Kampfes los und suchten durch loyale Haltung politische und wirtschaftliche Konzessionen zu erhalten.

Die polnische Versöhnungspolitik wurzelte in dem Gefühl der Wehrlosigkeit dem russischen Riesenreich gegenüber. Das zweideutige Spiel des französischen und englischen Kabinetts im Jahre 1863, vor allem aber — die preussische Polenpolitik, waren der traurige Boden, dem sie entspross. Dies muss mit desto mehr Nachdruck betont werden, als die allein seligmachende Macht des russischen Marktes für Polen mit gleicher Leichtfertigkeit von der Entente, wie von den „mitteleuropäischen Blättern“ verbreitet wird. Und sogar ein Mann vom Range eines Kautsky findet es angemessen, sein Urteil über die polnisch-russischen Wirtschaftsbeziehungen 20 Jahre beinahe aus einem und demselben Büchlein der R. Luxemburg kritiklos zu schöpfen, obgleich er sich aufs Heftigste zur Wehr setzen würde, wenn man zur Beurteilung der deutschen Verhältnisse z. B. der neunziger Jahre, das Tatsachenmaterial der siebziger Jahre heranziehen würde!

Die polnische Textilindustrie, geschaffen zwischen der ersten und der zweiten Teilung Polens, mächtig gefördert durch die planmässige Industriepolitik des Fürstentums Warschau und des Königreichs Polen 1807—1830, hatte bald einen so grossen Vorsprung vor der russischen erreicht, dass auch nach der Vernichtung der Selbständigkeit Polens ihr Fortbestand und ihre Konkurrenzfähigkeit gesichert war. Doch was nicht tief befestigt vor dem Jahre 1863 dastand, das konnte nach der völligen Unterjochung Polens nicht mehr zur Entfaltung kommen. Russland, das für die zukünftige, wirtschaftliche Entwicklung des Reiches eine feste Basis in der Erweiterung seiner Rohstoffproduktion schaffen will, zeichnet sich durch hohe Schutzzölle auf Rohprodukte, verhältnismässig recht niedrige auf Fertigware aus. Polen, das keine Rohstoffe besitzt, dem es an Koks, hochprozentigen Eisenerzen, Salz, Wolle, Baumwolle, Petroleum, Kupfer mangelt und das auch nicht „erzogen“ werden kann, diese Güter zu produzieren, trägt nur die Kosten dieser Politik:

Aus den neuesten polnischen Publikationen wie z. B. Tennenbaums „Handelsbilanz Polens“, Lewys „Das ökonomische Leben Polens“, die den Einfluss des autonomen russischen Zolltarifs von 1893 und 1904 auf die polnische Volkswirtschaft untersuchen, ist zu ersehen, dass die hohe Exportziffer der polnischen Textilindustrie nicht symptomatisch für

den polnischen Aussenhandel ist, dass sie im Gegenteil ganz vereinzelt dasteht! Dank der russischen Zoll- und Tarifpolitik konnte sonst kein anderer Industriezweig zur Entwicklung kommen und das mit manchen Naturschätzen und guten Getreideböden ausgestattete Land produziert nicht nur zu wenig Nahrungsmittel für den eigenen Gebrauch, sondern weist auch — von der Textilindustrie abgesehen — ein Passivsaldo in anderen Industriezweigen auf.

Es mag richtig sein, dass Russland das wirtschaftliche Gedeihen seiner polnischen Provinzen nicht mit Vorbedacht hemmte — indem es aber die Förderung der russischen Rohstoff produzierenden Landesteile immer planmässiger und rücksichtsloser betrieb, musste bei dem Gegensatz der Interessen zwischen Polen und Innerrussland, die polnische Volkswirtschaft verkümmern. Die hohen Zölle trieben die Inlandspreise für Rohstoffe so stark in die Höhe, dass der polnische Produzent der Fertigware selten auf dem eigenen und nie auf einem westeuropäischen Markte konkurrenzfähig blieb. Für die polnische Textilindustrie wurde dadurch der russische Markt zum einzig möglichen Absatzort, und andere Industriezweige konnten gar nicht zur Entfaltung kommen.

Die starke Auswanderungsziffer — Russisch-Polen liefert nach Mitteleuropa bei einer Bevölkerung von kaum 13 Millionen alljährig zwei bis drei Hunderttausend Saisonarbeiter, 40 bis 60 Tausend Überseefahrer — ist schon an und für sich ein beredtes Zeugnis für die Stagnation der wirtschaftlichen Entwicklung Polens. Die unverkennbaren Sympathien der kapitalistischen Kreise Polens für Russland entspringen auch nicht einer Dankbarkeit für die Förderung ihrer materiellen Interessen. Sie wurzelt bloss in der Erkenntnis, dass die Fremdherrschaft das beste Werkzeug der sozialen und politischen Unterjochung abgeben kann — und dass jeder entscheidende Wandel in dem staatsrechtlichen Verhältnis Polens zu Russland eine Neuordnung der innerpolitischen Verhältnisse Polens im liberalen Sinne mit sich bringen müsste. Der polnische Industrielle ist nichts im Staate, aber dafür Herr in seiner Fabrik und seit den vielen banger Wochen des Jahres 1905, die ihm mit Blitzeshelle die revolutionäre Energie des polnischen Proletariats offenbarten, fing er an, sich unter der schützenden Hand des russischen Polizisten wohl und sicher zu fühlen.

Während so der grundbesitzende Adel Polens, der die Hoffnung auf eine Hilfe von aussen verlor, nach einem *modus vivendi* im Rahmen des russischen Staates suchte, während die polnische Bourgeoisie aus politischen und sozialen Notwendigkeiten zu einer Versöhnungspolitik hinneigte, sah der polnische

Arbeiter eine Macht entstehen, die geneigt schien, ihr Schicksal mit dem seinen zu verflechten. Der Hass gegen den Zarismus, den das Jahr 1848 in dem westländischen Proletariat erweckte und der den stärksten Kontrast gegen die Politik der westlichen Diplomaten bildete, schuf dem polnischen Arbeiter einen Bundesgenossen gerade zur Zeit, als seine herrschenden Klassen sich von Europa verlassen wähnten.

Die erste Internationale ging aus den gemeinsamen Protesten der französischen und englischen Arbeiter gegen die zarischen Henker in Polen hervor und Marxens Gedanke, dass die Macht des Zarismus nur wirklich unschädlich gemacht werden kann durch die Wiederherstellung Polens auf demokratischer Grundlage, war in ihr stets lebendig, trotz der gelegentlichen Streitigkeiten um Resolutionen und Worte.

Der polnische Arbeiter sah die neuen Kräfte, die sich mächtig regten und ihm schlagbereit schienen; indem er sich mit denselben eins fühlte, schöpfte er Mut und Hoffnung. Sein Kampf für die politische und soziale Befreiung des Landes musste hier die Form eines Kampfes gegen die fremden Unterdrücker, die der polnischen Bourgeoisie eine ganze Macht und Organisation zur Verfügung stellten, annehmen. Und ungeachtet der staatsrechtlichen Fragen, um die sich die sozialistischen Intellektuellen in Polen herumstritten, bildete der Gedanke: weg mit der Fremdherrschaft! den innersten Kern jeder freiheitlichen Regung des polnischen Arbeiters, der seit seinem Erwachen eine fremde Knute vor seinen Augen sah.

Das sieghafte deutsche Heer fand in Polen teils Bevölkerungsschichten, die vor dem Kriege eine Versöhnungspolitik getrieben haben und das Manifest des Grossfürsten freundlich aufnahmen, teils solche, die mit der Fremdherrschaft im Lande im Kampfe lagen. Aber sobald die Vertreter des ihnen so verhassten Zarentums nach dem Osten flohen, kamen auch schon von Westen her fremde Armeen und Vertreter fremder Mächte. Es verstanden wohl einzelne Politiker, besonders diejenigen, welche die österreichische Schule durchgemacht haben, das Interesse der Mittelmächte an der Schaffung des selbständigen Polen, und es gab auch starke revolutionäre Temperamente, die zum Kampfe gegen Russland bereit waren auch ohné Verträge und ohne Garantien; doch die Volksmasse nahm den Fremden gegenüber eine ganz gleichgültige, zuwartende, ja sogar misstrauische Haltung an. Und während Südpolen von den Österreichern besetzt wurde, zogen nach Warschau, in die Hauptstadt des Landes, Vertreter der reichs-deutschen Regierung, in deren Nähe man das drohende Gespenst der preussischen Ostmarkenpolitik zu sehen glaubte.

Das schwer durch das Schicksal geprüfte Land konnte sich zu einem Gefühl des „Befreitseins“ nicht aufraffen, bis die Proklamation vom 5. November 1916 den Willen der Okkupationsmächte feierlich kundgab.

Durch ein sonderbares Spiel der Kräfte ist eine Tat, die als Verwirklichung der Ententelosung „Schutz und Freiheit den kleinen Nationen“ gelten kann, von den Mittelmächten in Szene gesetzt worden. Und dass es den Mittelmächten mit der Befreiung Polens, in gewissem Sinne wenigstens, vollkommen ernst ist, wird jeder begreifen, der die Geschichte dieses Krieges verfolgt hat.

Polen im russischen Besitze bedeutet eine militärische Bedrohung Ostpreussens, Schlesiens und Galiziens, bedeutet die Möglichkeit des Ansammelns der russischen Streitkräfte an der Weichsel-Narew-Linie, diesseits der unpassierbaren Sümpfe des Polesie, bedeutet die Verfügung über polnische Fabriken und polnische Arbeiter. Der Verlust Polens ist für Russland gleich dem Verlust seiner wichtigsten Operationsbasis für den Kampf gegen Westen, der Unmöglichkeit einer wirklichen Offensive, was die Episode von Luck nur bestätigt.

Die Lostrennung Polens macht das Reich des Zaren zu schwach für einen Angriffskrieg gegen den Westen und verrammelt ihm den Weg nach dem Süden, schafft also einen Teil der Garantien des dauerhaften Friedens, die ja von Seiten der Entente als das wichtigste Ziel des furchtbaren Ringens angegeben werden. Das Interesse des dauerhaften Friedens und das Interesse der Mittelmächte, der unmittelbaren Nachbarn Russlands, erscheint hier identisch und es ist schwer anzunehmen, dass die Entente sich, was Polen betrifft, für den status quo ante, einsetzen könnte. Die Wiederherstellung Polens verlangt keine neuen Opfer, keinen neuen Kampf, alle ihre Bedingungen sind schon geschaffen und eine Verlängerung des Krieges, zwecks Wiederherstellung der Fremdherrschaft in Polen — nein, vor diesem grotesken Bilde muss auch der enragierteste status quo ante-Schwärmer aus der Schule Spartakus zurückschrecken!

Und doch birgt das polnische Problem noch immer Momente in sich, die die Friedensverhandlungen behindern und erschweren können. Die Lostrennung Polens von Russland muss allen wirklichen Friedensfreunden in Europa willkommen sein, die Bestrebungen aber, das vom russischen Joche befreite Land in irgend ein Abhängigkeitsverhältnis zu Deutschland zu bringen, würden bei den Ententemächten Neid und Widerspruch erwecken. Jede Forderung, in der man die versteckte Absicht, Polen politisch oder wirtschaftlich an Deutschland zu binden,

vermuten könnte, würde den Krieghetzern der Entente einen Anlass geben, über deutsche Annexionsgelüste Geschrei zu erheben und zur Wehr gegen dieselbe zu rufen. Und wenn auch die russische Fremdherrschaft die ökonomischen Kräfte Polens in Fesseln hielt, würde jedes gewaltsame Hineinzerren des durch den langen Krieg wirtschaftlich zerrütteten Landes in ganz neue Verhältnisse für Polen nur von Übel sein können.

Die Freiheit soll Polen die Möglichkeit geben, alles Versäumte nachzuholen und seine Wirtschaftspolitik den eigenen Interessen anzupassen. Das Bestreben, zu den reichen und kulturell verwandten Staaten des Westens in engste wirtschaftliche Beziehungen zu treten, wird für die polnische Industrie, wie für die polnische Landwirtschaft sicher zum leitenden Grundsatz werden. Aber bis die neuen Absatzwege und Märkte gefunden werden und vor allem, bis die polnische Produktion technisch und kaufmännisch stark genug sein wird, um in Westeuropa konkurrenzfähig zu sein, darf man das durch den Krieg verarmte Land von den alten Handelsbeziehungen nicht vollständig abschneiden.

Polens Wirtschaft braucht für die erste Zeit nach dem Kriege Übergangszölle nach Russland oder wenigstens die Möglichkeit in eine russische Meistbegünstigung miteinbezogen zu werden. Russische Repressalien dagegen wären Polens Wirtschaft sehr unerwünscht und deswegen kann Polen einem „Mitteleuropa“, das leicht in ein mitteleuropäisches Trutzbündnis gegen Russland ausarten kann, schwerlich angehören. Es muss sich entwickeln können — frei nach allen Seiten.



Bei allen Zerstörungen lässt sich aber immer eins behaupten: Weil uns die Ökonomie der Weltgeschichte im Grossen dunkel bleibt, wissen wir nie, was geschehen sein würde, wenn etwas, und sei es das Schrecklichste, unterblieben wäre. Statt einer weltgeschichtlichen Woge, die wir kennen, wäre wohl eine andere gekommen, die wir nicht kennen, statt eines schlimmen Unterdrückers vielleicht ein noch böserer.

Nur soll deshalb kein Mächtiger sich zu entschuldigen glauben mit dem Wort: „Tun wir's nicht, so tu's ein andrer“, womit jede Art von Verbrechen gerechtfertigt werden könnte.

Jakob Burckhardt.

Finnland — das stumme Land.

Von JOHN ELIEL, Helsingfors.

Welche Tragik liegt in dem Worte: Stummes Land! Es ist geprägt, um die politische Lage Finnlands zu charakterisieren. —

Finnland ist stumm; es ist politisch sprachlos, seiner Ausdrucksmittel beraubt ...

Die russische Gewalt hat ja immer wie ein Alp auf Finnland gelastet, Leben und Geist lähmend. Unter dem Belagerungszustand ist aber dieser Druck derart gesteigert worden, dass von einer freien Meinungsäusserung nichts geblieben ist. Die Presse fristet nur noch ein Schattendasein, denn sie lebt ausschliesslich von Gnaden des Zensors. Sie ist noch tiefer als die russische Presse herabgedrückt. Selbst auf die gemeinsten Anklagen und Verdächtigungen der nationalistischen Hetzorgane Russlands vermag die finnische Presse nichts zu entgegnen: sie hat die Möglichkeit, die Anklagen der Echtrussen in Finnland wiederzugeben, jedoch ohne Kommentare, ohne Erklärungen ... Wie der Zensor die Presse, ebenso knebelt die Polizei das freie Wort. Politische Fragen dürfen nirgends diskutiert werden. Der Wahlkampf vor den Juliwahlen musste ausgefochten werden, ohne dass die brennendsten Fragen politischer Natur erörtert werden konnten. Politische Volksversammlungen sind verboten. Seit dem Frühjahr 1914 ist das Parlament nicht wieder einberufen worden, obgleich das Volk die Einberufung der Volksversammlung sehr eindeutig verlangt. Aber die Gewalt fürchtet die Kritik des Parlaments, deshalb hält sie auch dies Ventil der politischen Meinungsäusserung ängstlich verschlossen und zwingt das Land auch von dieser Seite zur Stummheit.

Man wird die Stummheit Finnlands eher verstehen, wenn man weiss, dass der Belagerungszustand daselbst einfach die Diktatur des Generalgouverneurs von Seyn bedeutet. Die Stummheit des Landes ist das Resultat dieser Diktatur.

Mit dem Ausbruch des Krieges hat die russische Gewalt in Finnland jegliche Scham abgelegt. Die Proklamierung des Belagerungszustandes bedeutet eine neue Verletzung der finnischen Verfassung, denn das geschah nicht auf Grund finnischer

Gesetze, sondern auf Grund der russischen Kriegsgesetze. *) Und dies erklärt sich dadurch, dass die Landesgesetze dem Generalgouverneur und den russischen Festungskommandanten keine diktatorische Gewalt in die Hand gegeben hätten. Der russischen Administration war es aber darum zu tun, auf Grund irgend eines Gesetzes die unbeschränkte Macht in die Hand zu bekommen. In erster Linie hatte es Herr von Seyn, der gelehrige Schüler und Helfershelfer des berühmten Diktators der neunziger Jahre — des Generals Bobrikow — auf solche Machtfülle abgesehen. Schon lange hatte er sich darnach gesehnt. Denn erst mit Hilfe der unbeschränkten Macht glaubt er die Erdrosselungspolitik mit solcher Wucht führen zu können, wie es seiner Meinung nach notwendig ist, um der Autonomie Finnlands endlich den Garaus zu machen. Das bedeutet nichts als die Fortsetzung der Erdrosselungspolitik des durch Eugen Schaumann getöteten Diktators Bobrikow, die durch die Revolution von 1905 abzudanken gezwungen wurde. Die zur Macht gekommene Reaktion nahm auch in Finnland die alte Politik wieder auf und Herr von Seyn wurde mit der Führung dieser Politik betraut. Insofern Seyn sich in seiner Mission durch die Landesgesetze noch behindert sah, sind diese Hindernisse durch den Belagerungszustand hinfällig geworden, das russische „Kriegsrecht“ (Kriegsunrecht wäre geeigneter!) hat alle Schranken niedergerissen.

Finnland ist aber nicht nur stumm daheim, verstummt sind nun auch seine ehemaligen Freunde in Frankreich und England.

Es ist bekannt, dass die demokratischen Elemente Frankreichs und Englands oft warme Fürsprecher Finnlands gewesen sind. Diese Fürsprache hat zwar das Schicksal Finnlands nicht zum Besseren zu wenden vermocht, aber der Geist des Widerstandes der Finnen wurde durch diese Sympathien doch angespornt und gestärkt. Es war für die russischen Gewalthaber keineswegs angenehm, im Auslande hören zu müssen, dass ihre Finnlandspolitik nur Rechtsbruch, Meineid und Barbarei wäre, während sie wünschen mussten, das Urteil der öffentlichen Meinung in diesen Ländern wäre der russischen Regierung gegenüber freundlicher. — Jetzt aber benötigen die Regierungen Englands und Frankreichs die Kraft des Zarismus zum Siege, und sie kümmern sich des Teufels darum, ob diese Kraft daheim noch so gewalttätig, barbarisch, roh und kulturfeindlich sei. Es ist der englisch-französische „Burgfriede“,

*) Es ist wohl zu beachten, dass die finnische Rechtsordnung auch den Kriegszustand vorsieht und diesbezügliche gesetzliche Normen enthält. Sie wurden jedoch nicht in Anwendung gebracht.

der die demokratischen Elemente verstummen macht, so dass die russische Gewalt auch diese Bedenken fahren lassen konnte, die sie vor diesem Kriege immerhin noch hatte. Jetzt lastet die russische Riesenfaust mit grenzenloser Schwere auf Finnland, während die Ententemächte vom Befreiungskampf im Interesse der kleinen Völker reden! Gerade Finnland bietet ein krasses Beispiel davon, wie die Freiheit und Kultur der kleinen Völker „geachtet, geschützt und verteidigt“ wird ...

Aber — ist denn Finnland bereits wirklich regungslos stumm, hat es sich in sein trauriges Schicksal derart ergeben, dass Herr von Seyn seine Aufgabe als gelöst betrachten könnte? Hat sich Finnland derart ergeben, dass die „Finnische Frage“ als nicht mehr vorhanden betrachtet werden könnte?

Das wird wohl niemand behaupten wollen. Im Gegenteil: die russisch-nationalistische Presse schleudert täglich neue Klagen und Verdächtigungen gegen Finnland: es bereite sich im Lande ein Aufruhr vor, Russland müsse zeitig geeignete Massnahmen ergreifen, um einer Revolution in Finnland vorzubeugen, bezw. um ihr erfolgreich entgegentreten zu können...

Es kommt uns nicht zu, Finnland angesichts derartiger Anklagen zu verteidigen oder zu rechtfertigen. Dies ergibt sich aus der Sache selber. Wichtiger ist, die Sache von einer anderen Seite zu beleuchten. Nämlich: Wenn es eine „Finnische Frage“ gibt, und wenn dieselbe einen berechtigten Kern aufzuweisen hat, worin besteht dieser Kern? Haben die Finnen wirklich etwas zu verteidigen, was wertvoller ist, als was die russische Gewalt dem finnischen Volke gewaltsam aufzuzwingen sich Mühe gibt? Oder ist es bloss Blendwerk und Selbstbetrug, dass die Finnen sich den russischen Beglückungsmassnahmen widersetzen?

Es ist kein Trugbild, die Finnen haben tatsächlich etwas Wertvolles zu verteidigen.

Leider müssen wir uns hier die eingehendere Erörterung der finnischen Verfassung versagen. Wir müssen uns darauf beschränken, nur die Hauptmomente anzudeuten.

Finnland erfreut sich bereits seit dreihundert Jahren einer Konstitution, die es bis 1808 mit Schweden gemeinsam hatte. 1809 von Russland erobert, trat Finnland als ein selbständiger Verfassungsstaat mit dem Zarenreich in Personalunion. Der Zar von Russland nennt sich seitdem auch „Grossfürst“ des „Grossfürstentums Finnland“. — In Gegenwart der Ständevertreter Finnlands hat der Zar Alexander I. im Dom zu Borga in feierlicher Weise gelobt, die Verfassung und die Rechte und Freiheiten des Landes und seiner Bürger

unverbrüchlich zu halten, zu schützen und zu wahren. Dieses Gelübde haben alle Nachfolger Alexanders I. bei der Thronbesteigung ebenso feierlich und heilig wiederholt — der gegenwärtige Zar-Grossfürst nicht minder.

Die finnische Verfassung ist gewiss keine moderne Schöpfung. Sie ist eine Ständeverfassung, und sie wurde zuletzt 1772 und 1779 revidiert. Immerhin fand die Willkür des Monarchen an ihr ein Gegengewicht. Gestützt auf diese Verfassung, geniesst das finnische Volk das Recht der Selbstbestimmung. Der Landtag ist die gesetzgebende Körperschaft, jedoch bedürfen die vom Landtage angenommenen Gesetze der Sanktion des Monarchen. Finnland erfreut sich also einer eigenen Rechtsordnung und Justizpflege, ohne jegliche Anlehnung an russische Rechtsinstitutionen. Das Land hat seine eigene Polizei, eigenes Zollwesen, Münzsystem (Frankwerte unter dem Namen „Marka“ zu 100 „Penni“). — Laut Verfassung ist der Zar gehalten, das Land durch Beamte verwalten zu lassen, die finnische Bürger sind, d. h. sowohl die Glieder des „kaiserlich finnischen Senats“ — die Senatoren, wie auch alle übrigen Beamten, müssen aus den Reihen der finnischen Bürger berufen werden. *) Ebenso schreibt die Verfassung dem Monarchen vor, dass die finnischen Staatsmittel „nur innerhalb der Landesgrenzen“ und „zum Wohl und Besten der Bevölkerung Finnlands“ Verwendung finden sollen.

Während und infolge der Revolution von 1905 wurde die finnische Verfassung durch sehr wertvolle Rechte bereichert. Nicht nur wurde die russische Gewalt zur Kapitulation und zur Aufgabe der damaligen Erdrosselungspolitik, d. h. zur Anerkennung der Konstitution gezwungen, sondern sie musste sich ausserdem zu sehr wichtigen, neuen Zugeständnissen bequemen. Ausser den sogenannten „bürgerlichen Freiheiten“, die der Zar durch spezielle Manifeste im November 1905 und später garantierte, kam 1906 eine neue „Landtagsordnung“ zustande, wodurch der Ständelandtag begraben und eine Volksvertretung auf demokratischer Grundlage geboren wurde. Auf Grund des neuen Gesetzes genossen alle Finnen beiderlei Geschlechts, vom 24. Altersjahre an, das passive und aktive Wahlrecht.

Für wie wertvoll die Finnen selber ihre verfassungsmässigen Rechte, Freiheiten und andere Errungenschaften halten, und wie hoch sie sie im Vergleich zu den russischen Gesetzen ein-

*) Diesen Punkt der finnischen Verfassung hat der Zar ebenfalls über den Haufen geworfen. Seit einigen Jahren ernennt der Zar russische Offiziere und Beamte zu finnischen Senatoren!

schätzen, ersehen wir sehr deutlich aus dem Bericht, der von der finnischen Sozialdemokratie für den Internationalen Sozialisten-Kongress in Wien (1914) verfasst wurde und uns im Manuskript vorliegt. Dort heisst es:

„Ein entschiedener Widerstand gegen die gegenwärtige Politik der russischen Machthaber und ihre finnischen Helfershelfer scheint der finnischen Sozialdemokratie unumgänglich notwendig. Die finnische Verfassung kann zwar bei weitem nicht demokratisch genannt werden, und die Proletarier Finnlands wie diejenigen aller Länder leiden unter dem Druck der bürgerlichen Klassenherrschaft. Aber ungeachtet aller ihrer Mängel bedeutet die finnische Rechtsordnung doch einen mehr vorgeschrittenen Standpunkt, als der russische Absolutismus und Bureaukratismus. Das allgemeine Wahlrecht, die Presse-, Rede-, Versammlungs- und Koalitionsfreiheit sind uns wertvolle Errungenschaften der bisherigen politischen Entwicklung, die das russische Volk leider noch nicht besitzt. Dank diesen unseren Rechten und Freiheiten hat sich unsere Arbeiterbewegung derart kräftig entfalten und entwickeln können, wie es tatsächlich der Fall ist. Solche Errungenschaften müssen gegen die Reaktion verteidigt werden. Diesen grundsätzlichen Standpunkt hat die finnische Sozialdemokratie immer vertreten.“

Dass auch die bürgerlichen Klassen Finnlands die verfassungsmässigen Rechte und Einrichtungen des Landes hoch einschätzen und sie zu verteidigen suchen, daran ist kein Zweifel. Nur werden die bürgerlichen Klassen seitens der Sozialdemokratie dessen angeschuldigt, dass sie diesen Verteidigungskampf nicht immer ernst genug und oft mit ungenügenden Mitteln führen. Dass die bürgerlichen Klassen für die Autonomie des Landes eintreten, beweist auch schon die Tatsache, dass diese Klassen gemeinsam mit der Sozialdemokratie 1905 die russische Reaktion zur Kapitulation zwangen.

Aber unbestreitbar ist, dass das Schwergewicht dieses Verteidigungskampfes immer mehr auf die Arbeiterklasse übergeht. Die letzten Landtagswahlen fanden stillschweigend unter dieser Losung statt. Da die Reaktion seit dem Ausbruch des Weltkrieges unbeschränkt wütet, gab es nur eine Möglichkeit, ihr die wahre Meinung des Volkes kundzutun —: durch den Stimmzettel. Die Sozialdemokratie gewann dreizehn neue Mandate, sie verfügt jetzt über eine kleine Majorität, denn sie besitzt von den 200 Mandaten 103. — Die Sozialdemokratie hat den Beweis geliefert, dass sie den Kampf gegen die russische Reaktion mit Energie zu führen willens ist. Und die Mehrheit des Volkes hat durch den Stimmzettel dem zugestimmt, und nicht nur in den Juliwahlen dieses Jahres, sondern bereits früher. Schon 1907, als die jetzige Volksvertretung zum ersten Mal aus den allgemeinen Wahlen hervorging, er-

langte die Sozialdemokratie 80 Mandate. Sie hat diesen Bestand von Wahl zu Wahl vergrössert, d. h. die Volksmassen sind von Jahr zu Jahr in stets grösser werdender Zahl zu ihr getreten und haben dadurch bekundet, dass sie zu der sozialdemokratischen Politik Vertrauen haben. Und das mit Recht, denn die Sozialdemokratie hat den Kampf gegen die russische Gewalt im Parlament ebenso energisch und offen geführt, wie während der Revolutionszeit. Den russischen Machthabern ist das sehr wohl bekannt. Ihre Niederlage während des Generalstreiks im Jahre 1905 ist ihnen unvergesslich.

Somit haben wir die Hauptpunkte der finnischen Verfassung kennen gelernt. Wir wissen es, was diese Verfassung den Finnen so wertvoll und den russischen Machthabern ebenso verhasst macht: Die finnische Verfassung ist die Grundlage der finnisch-nationalen Zivilisation; die Eigenkultur des finnischen Volkes ist ohne diese Verfassung beinahe unmöglich. — Diese Eigenkultur der Finnen ist aber den Echtrussen ein Dorn im Auge. Diese möchten sie vernichten. Das ist das Ziel der Erdrosselungspolitik Russlands in Finnland. Um aber diese Vernichtungspolitik erfolgreich betreiben zu können, ist es vor allen Dingen erforderlich, die finnische Verfassung aufzuheben, Finnland zu einem gewöhnlichen russischen Gouvernement zu degradieren, die Autonomie Finnlands zu zerstören. Das ist der Kern der „Finnischen Frage“, um diesen Kernpunkt dreht sich der Widerstandskampf der Finnen, und der Angriff der russischen Regierungsgewalt.

Halten wir diese Tatsache fest, so erscheint es als selbstverständlich, dass die momentane Stummheit des finnischen Volkes, die ihm durch die harten Machtmittel der Kriegsgewalt aufgezwungen wird, doch nicht das bedeuten kann, als hätten sich die Finnen in ihr unerfreuliches Schicksal derart ergeben, dass sie von nun an den Widerstand gegen die russische Gewaltherrschaft aufzugeben bereit wären. Das wäre eine trügerische Annahme. Allerdings hat der Krieg eine kleine Schicht selbstzufriedener Geschäftsleute hervorgebracht, die mit der russischen Gewalt einig gehen, denn der Krieg bringt diesen Leuten grosse Gewinne ein. Das klingende Gold geht ihnen über alles. Aber die grossen Massen des Volkes aller Klassen sind weniger als je für Russland. Nicht nur der Ausgang der Juliwahlen spricht dafür, ein noch schlagenderes Zeugnis können wir darin erblicken, wie teilnahmslos Finnland den russischen Kämpfen gegenübersteht: Der russische Sieg ist den Finnen keine Lebensfrage, die Finnen stürzen sich keineswegs „auf den Feind“, denn die Feinde der russischen Regierung sind nicht

die Feinde Finnlands. Die Finnen stützen sich auf ihre sogenannte „Militär-Dienstfreiheit“ und die russische Gewalt hat es bisher für das Klügste gehalten, diese Freiheit der Finnen nicht anzutasten. Anstatt dessen ist das Land förmlich in ein Kriegslager verwandelt. Dichte Truppenformationen halten es wie Feindesland besetzt. Das Land ist durch Schanzwerke, Schützengräben und Verteidigungsstellungen aller Art durchzogen — angeblich, um den Einfall der deutschen, eventuell auch schwedischen Truppen zu verhindern. Diese Furcht vor einer feindlichen Invasion wird aber durch die „Unsicherheit“ der Finnen noch stärker. Denn — sagt man sich — wären die Finnen über allen Verdacht auf eigene Ziele erhaben, käme die Möglichkeit einer feindlichen Invasion viel weniger in Betracht. Aber so wie die Sache jetzt steht, sei es nicht ausgeschlossen, dass die Finnen auf die Feinde Russlands und die Feinde Russlands auf die Hilfe der Finnen rechneten, — so kalkulieren die russischen Nationalisten und ihre Regierung.

Es wäre eine zu kühne Behauptung, wenn man sagen wollte, diese Furcht der Russen wäre völlig grundlos. Sie wissen es ja selber sehr gut, dass ihre Erdrösselungspolitik bei den Finnen keine Sympathien für die russische Gewalt hervorrufen konnte. Das Misstrauen der Finnen ist mehr als berechtigt. Und die russische Regierung hat es ganz und gar auf eigene Rechnung zu setzen, dass sie sich in Finnland wie im Feindeslande unsicher fühlt. Durch Gewalt erzielt man keine Liebe.

Wir können also sagen, dass die „Finnische Frage“ nach wie vor der Lösung harrt, und dass sie mit dem Kriege in eine noch brennendere Episode getreten ist. Gab es vor dem Kriege in Finnland noch einige Leute von kurzem Blick, denen es als möglich erschien, dass die russische Gewalt die Erdrösselungspolitik aufgeben und die finnische Konstitution achten lernen würde, so hat der Belagerungszustand diese Politik in nacktester Form gezeigt und auch die letzte Hülle hinweggeräumt. Was die russische Gewalt in Finnland beabsichtigt, darüber braucht heute niemand mehr im Zweifel zu sein: das ist die Niederringung der letzten Spur finnischer Selbständigkeit und der nationalen Eigenkultur.

Wer wollte es den Finnen verargen, wenn sie es als angebracht hielten, Umschau zu halten, ob die „Finnische Frage“ sich nicht irgendwie gegen den Willen der Zarenherrschaft lösen liesse? Der Mensch in seiner Not ist gewohnt, sich nach allen Seiten hin um Hilfe umzuschauen. So auch ein Volk.

Sozialismus und Völkerfriede.

Von LUDWIG BRAND.

In den „Annalen für vergleichende Rechtswissenschaft und Völkerrecht“ (Mai 1916) stellt Dr. E. Hurwicz die Frage: Ist der Sozialismus ein Ersatz für den Pazifismus? und kommt zu dem Ergebnis, dass die sozialistische Internationale ein zur Sicherung des Völkerfriedens untaugliches Werkzeug sei. Von der Tatsache ausgehend, dass die sozialistischen Parteien der kriegsführenden Nationen mit Ausnahme der russischen sich sämtlich mehr oder weniger entschieden auf die Seite ihrer Regierungen gestellt haben, sucht der Verfasser des Aufsatzes nachzuweisen, dass diese Stellungnahme zum gegenwärtigen Kriege nicht „eine zufällige, d. h. aus vereinzelt, nur in diesem Weltkriege vorhandenen Ursachen entstandene, sondern das Werk konstanter historisch-psychologischer Notwendigkeiten ist“. Als eine solche Notwendigkeit aber erscheint ihm vor allem „der — im Gegensatz zur Marxschen Verelendungstheorie — vor sich gehende allgemeine wirtschaftliche Aufschwung der Arbeiterklasse, die allmähliche Eingliederung der Sozialdemokratie in den Staatsorganismus“, die wirtschaftliche und politische Interessengemeinschaft, die sich bei den einzelnen Völkern zwischen den herrschenden Klassen und dem Proletariat herausgebildet habe.

Damit rührt der Verfasser allerdings an eine Frage, die seit etwa 20 Jahren im Mittelpunkt der theoretischen Kämpfe zwischen Revisionisten und Altmarxisten gestanden hat. Aber er beantwortet sie falsch. Auch er rechnet offenbar die vielumstrittene „Verelendungstheorie“, wonach die Lage des Proletariats innerhalb des kapitalistischen Wirtschaftssystems sich stetig verschlechtert, mit Bernstein zu den „gewissen Resten von Utopismus, die der Marxismus noch mit sich herumschleppt“. Doch ist es übereilt, die Marxsche Verelendungstheorie zum alten Eisen zu werfen.

Es ist vielmehr zweifelhaft, ob sich bei der seit 1879 einsetzenden Schutzzollpolitik und der enormen Verteuerung der Lebensmittel im 20. Jahrhundert die wirtschaftliche Lage des Proletariats verbessern konnte. Die Entscheidung dieser Frage hängt davon ab, ob die Teuerung stärker gewirkt hat als die Lohnerhöhung. Dies ist eine Frage der Statistik, von welcher der bekannte Marx-Kritiker Franz Oppenheimer gerade aus Anlass der Kontroverse von Bernstein und Kautsky über die Verelendungstheorie schreiben konnte: „Die Statistik ist, wie die literarische Fehde Bernstein-Kautsky zeigt, eine

ausserordentlich plastische Masse. Man kann mit ein wenig dialektischer Jonglierkunst so ziemlich alles statistisch beweisen.“ Und nach dem Kriege vollends dürfte infolge der furchtbaren Steuerlast und entsprechenden Teuerung aller Lebensbedürfnisse, sowie des Rückganges der Löhne in dem verarmten Europa die Verelendungstheorie nur zu sehr zu Ehren gelangen.

Aber selbst wenn man den Tatsachen zuwider eine steigende Tendenz des Reallohns mit Sicherheit behaupten wollte, so würde damit der Marxschen Verelendungstheorie nicht ohne weiteres Abbruch geschehen. Wenn Marx von der wachsenden „Masse des Elends, des Druckes, der Knechtschaft“ spricht, so will er damit zweifellos vor allem die seelische Verfassung des modernen Arbeiters kennzeichnen; und diese wiederum ist nicht so sehr durch die absolute Höhe seines Reallohnes bedingt, als vielmehr durch die Grösse des Gegensatzes, der jeweils zwischen der Lage des Proletariats und der der besitzenden Klassen besteht. Sagt doch Marx ausdrücklich, dass „im Masse, wie Kapital akkumuliert, die Lage des Arbeiters, welches immer seine Zahlung, hoch oder niedrig, sich verschlechtern muss“. Und da gilt es vor allem, ein wichtiges Entwicklungsmoment zu beachten. Wir haben zwar seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, zumal in Deutschland, einen gewaltigen Aufschwung des Gewerkschaftswesens erlebt und gesehen, wie das Mittel der gewerkschaftlichen Organisation es den Arbeitern ermöglichte, wesentliche Verbesserungen ihrer Arbeitsbedingungen zu erringen. Aber dem Arbeitnehmerverband erwuchs bald genug ein gefährlicher Antipode: der Arbeitgeberverband. Er wurde in neuester Zeit mehr und mehr zu der Mauer, an der sich alles Vorwärtstreiben der Gewerkschaften früher oder später bricht. Indem er auf der einen Seite, begünstigt durch das Schutzzollsystem, die Preise der Waren im Inlande hoch hält, widersetzt er sich andererseits immer erfolgreicher den vermehrten Lohnansprüchen der Arbeiter, unterstützt durch den wachsenden Zustrom ausländischer Lohndrücker, und sieht drohenden Streiks mit immer grösserer Ruhe entgegen, im sichern Bewusstsein, eine den Gegner viel empfindlicher treffende Waffe in der Hand zu haben: die Aussperrung. Kommt dann noch hinzu, dass Gesetzgebung und Rechtsprechung — wie jetzt vor allem in England — den Arbeitgeber in seinem Kampf um das sogenannte „Recht des Herrn im eigenen Hause“ bereitwilligst unterstützen, so ergibt sich von selbst, dass auch unter diesem mehr psychologischen Gesichtspunkte von einer Tendenz zur Milderung des Elends, des Druckes, der Knechtschaft nicht die Rede sein kann, so sehr auch die

Lebenshaltung des einzelnen Arbeiters im Vergleich zu frühern Zeiten sich in einzelnen Beziehungen verbessert haben mag. Zweifellos ist die Kluft zwischen den Lebensformen des Proletariats und des Kapitalisten breiter, sind die Klassengegensätze schärfer geworden. Paul Lensch konnte daher mit Recht auf dem Chemnitzer Parteitag von 1912 erklären: „Der Klassenkampf verschärft sich zusehends, und in den modernen Riesenkämpfen der Gewerkschaften stehen die organisierten Klassen einander so nahe gegenüber, dass man das Weisse im Auge des Klassengegners sieht.“

Mithin geht es unter keinen Umständen an, das Verhalten der verschiedenen sozialistischen Parteien in den kriegführenden Ländern, wie der Verfasser des oben erwähnten Aufsatzes es tut, einfach aus einer angeblich bereits in Friedenszeiten erwachsenen tatsächlichen nationalen Interessensolidarität zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu erklären. Selbstverständlich hat der Arbeiter ein Interesse daran, dass sein Land nicht verwüstet werde und die Industrie seines Landes nicht zugrunde gehe; ihr Rückgang bedeutet unter allen Umständen Verschlechterung seines Loses, ihr Gedeihen kann ihm gelegentliche Vorteile bringen, unbeschadet der oben festgestellten allgemeinen Entwicklungstendenz seiner Lage. Damit ist schon gesagt, dass es keineswegs im wohlverstandenen Interesse der Arbeiterschaft eines Landes liegt, mit ihrer Industrie durch dick und dünn zu gehen und beispielsweise Hand in Hand mit ihren kapitalistischen Brotgebern gefasst und zuversichtlich — wie Pamina und Tamino — in die imperialistische Phase des Kapitalismus mit allen ihren Schrecken einzutreten. Das psychologisch Merkwürdige an dem Verhalten der sozialistischen Parteien bei Kriegsausbruch ist nun, dass sie vor dem August 1914 als die wahre Ursache, aus der ein zukünftiger Krieg entspringen werde, den Ausdehnungsdrang der europäischen Grossstaaten klar erkannten und entschlossen schienen, durch einmütiges Handeln den Krieg, sobald er am Horizont auftauchen würde, als den grössten Feind des Proletariats mit allen Mitteln zu bekämpfen; dass sie dann aber, als der furchtbare Ernst der Ereignisse ihnen das „hic Rhodus hic salta“ zurief, weder die zielbewusste Energie besaßen, um die Kriegsgefahr rechtzeitig einzudämmen, noch nach Kriegsausbruch sich die klare, in der vorausgegangenen Friedenszeit gewonnene Erkenntnis der treibenden Kräfte des Krieges zu bewahren wussten.

Innerhalb der mächtig angeschwellenen Literatur, die diese Frage behandelt, hat bisher wohl keine Schrift die dem Versagen der Internationale zugrunde liegende Ursachenverflechtung schärfer beleuchtet als die Abhandlung des Wiener Mar-

xisten und Kantianers Ma x Adler: „Prinzip oder Romantik!“ Wer das Verhalten der sozialistischen Internationale begreifen will, sei nachdrücklich auf die tiefeschürfenden Ausführungen Adlers hingewiesen. Sie rühren teilweise — um nur dies Eine hier hervorzuheben — an das Problem der Willensfreiheit und legen den Finger an die Stelle des Marxschen Systems, die in der Tat — inwieweit durch die Schuld ihres Urhebers sei hier dahingestellt — zu einem gefährlichen Krankheitsherd für die neuere sozialistische Theoretik geworden ist: an die Frage, ob und wie sich die Begriffe „notwendige Entwicklung“ und „freier Wille“ miteinander vereinbaren lassen. „Vor allem muss man sich hüten, immer wieder in die Vorstellung zurückzufallen, dass die Entwicklung im sozialen Leben eine Art Gesetz über unseren Häuptern ist, ein Schicksal, das unaufhaltsam sich über den Menschen abrollt, dem sie nur, beglückt oder zerschmettert, wie es die Verteilung der Lebensrollen mit sich bringt, zuzuschauen vermöchten. Die soziale Entwicklung ist nicht ein Fatum für die Menschen, sondern vielmehr ihr Werk. Es geschieht in ihr nichts, was sie sich nicht selbst bereiten, nur dass sie noch lange nicht bewusst und einheitlich am Werke sind, weswegen so vieles noch gegen und ohne ihren Willen abläuft.“ Mit diesen das letzte Kapitel der ausgezeichneten Schrift beherrschenden Grundgedanken wendet sich Adler gegen die zahlreichen „Sozialimperialisten“, die im bequemen Fatalismus die imperialistische Phase des Kapitals als ein auf dem Wege zum Sozialismus liegendes und unvermeidliches Übel betrachten, das die Arbeiterklasse nolens volens in den Kauf zu nehmen habe. Dieser Fatalismus, der überall „naturnotwendig“ entstehende, innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung nicht zu überwindende ökonomische Tendenzen sieht, trägt zweifellos eine nicht unwesentliche Schuld an dem Versagen der Internationale. Infolgedessen mangelte es bis Kriegsausbruch an einem klaren Plan und einer festen Organisation, welche auch der Panik der Russenfurcht und den wildesten Stürmen chauvinistischer Völkerverhetzung, den zu Anfang jedes Krieges mit Sicherheit zu erwartenden Sensationslügen und im Westen der Enttäuschung über die Haltung der deutschen Sozialdemokraten standgehalten hätten. Die Kriegshetzer hatten alles, einschliesslich ihres Lügenfeldzuges und ihrer Gewalttaten, planmässig bis ins Kleinste vorbereitet, die Sozialdemokratie hatte Vieles der Entwicklung und den ausländischen Kameraden überlassen. Der Zusammenbruch der Internationale ist daher nur ein Einzelfall von dem Schaden, den der Götzendienst mit der kritiklos angewendeten Entwicklungstheorie im modernen Leben anrichtet.

Wirtschaftliche Umwälzungen.

Von Dr. M. NACHIMSON.

1.

Europa geht einer Hungersnot entgegen, ja es steckt schon mitten drin. Eine unerhörte, kaum je dagewesene Teuerung erleben wir schon jetzt. Die Weizenpreise selbst in Amerika sind um 90 bis 100% gestiegen, in London gar um 166%. Nicht nur England, sondern auch Amerika oder Russland haben bedeutend höhere Preise als Deutschland, das allerdings an absolutem Mangel an Nahrungsmitteln leidet. Der Londoner Dezemberpreis mit 73,2 Schilling für den Quarter englischen Weizens und 93 Schilling für Manitoba-Weizen steht beispiellos da.

Man kennt die Hauptursachen dieser Preissteigerung: gewaltiger Bedarf und schlechte Ernte, zwei Seiten der gleichen Erscheinung, des alles verheerenden Krieges. Aus Mangel an Arbeitskräften, landwirtschaftlichen Maschinen und Vieh wurden grosse Flächen unbebaut gelassen; infolge des Mangels an Düngemitteln ist der Bodenertrag ungünstig beeinflusst worden. Dass auch die ungünstige Witterung des letzten Sommers den Erntertrag geschädigt hat, versteht sich von selbst. Entscheidend waren aber die allgemeinen anormalen Verhältnisse, die auch erst für die Börsenspekulation den Boden geschaffen haben.

Speziell die europäischen Länder haben noch unter der unheimlichen Verteuerung der Frachtkosten zu leiden, die auf das 8-, 10-, 15- und mehrfache der normalen Höhe gestiegen sind. Der Frachtpreis nach Frankreich und Italien übersteigt heute in Amerika den Weizenpreis vor dem Kriege!

Werden diese Verhältnisse auch nach dem Kriege andauern? Und was wird uns noch das dritte und vielleicht gar das vierte Kriegsjahr bescheren?

Jeder Krieg bringt eine mehr oder weniger anhaltende Teuerung mit sich. Auf die napoleonischen Kriege sind in Europa Hungerjahre gefolgt; selbst der deutsch-französische Krieg von 1870/71 hat auch im neutralen England eine starke Preissteigerung verursacht. Der Durchschnittspreis von „Gazette“ stieg von 34 Schilling 7 Pence im Jahre 1870 auf 36,7 (1871), 37,4 (1872), 40,5 (1873) und 44 Schilling und 11 Pence im Jahre 1874. Der Index für 45 Artikel zeigt eine Erhöhung von 136 im Jahre 1871 auf 152,7 im Jahre 1873 und 148,1 im Jahre 1874. Und doch war der damalige Krieg ein Kinderspiel im Vergleich zu dem jetzigen unheimlichen, endlosen Völkermorden!

Die „Neue Freie Presse“ schätzt die gesamten Staatsausgaben für den Krieg in allen kriegführenden Ländern auf 350 Milliarden Kronen, rund 375 Milliarden Franken. Wenn auch nicht diese ganze Summe als vernichtet anzusehen ist — ein grosser Teil ist in den Taschen der Kriegslieferanten, der Militärs und der höheren Beamten stecken geblieben — so wird doch andererseits darin nicht der indirekte Schaden des Krieges, die Zerstörung von Gütern aller Art, insbesondere in der letzten Zeit die Vernichtung von Schiffen, eingerechnet, und dieser letztere Kriegsverlust darf wohl ebenfalls auf hunderte von Milliarden geschätzt werden. Wenn man sich nun daran erinnert, dass die Gesamtemissionen der Welt vor dem Kriege die Summe von 20 Milliarden nicht überstiegen haben, so begreift man, wie schwer und wie lange Europa werde arbeiten müssen, um die Kriegsschäden wieder gut zu machen, wie lange wir Not und Entbehrungen aller Art zu ertragen haben werden, bis sich die Produktivkräfte auf die frühere Höhe erheben werden.

Vor allem scheint es uns als feststehend, dass die Frachtpreise ziemlich lange werden hoch bleiben müssen, da nicht nur die zerstörten Schiffe nicht sofort ersetzt werden können, sondern auch die neuen Schiffe infolge der Materialverteuerung bedeutend teurer zu stehen kommen werden. Infolgedessen muss sich ein neuer

Umschwung in der Entwicklung der europäischen Landwirtschaft vollziehen. Während die Verbilligung des See- und Eisenbahntransports um die Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zur Ausdehnung der amerikanischen und russischen Landwirtschaft geführt und in Westeuropa eine Agrarkrise hervorgerufen hat, muss heute die Verteuerung des Getreides selbst in diesen Agrarländern und die Erschwerung der Zufuhr umgekehrt dazu führen, dass sich die westeuropäische Landwirtschaft „neuorientieren“, sich wiederum auf den Getreidebau werfen und diesen zum Teil auf Kosten anderer Kulturen ausdehnen oder durch noch höhere Intensivierung des Betriebes erweitern wird.

Es ist nicht schwer zu merken, dass dieser Prozess schon heute in den neutralen Ländern vor sich geht. Fast alle neutralen Gebiete in Europa haben ihren Weizenanbau stark ausgedehnt. So Dänemark 1916 gegenüber dem Durchschnitt von 1909/1913 um 33,2%, Norwegen um 10%, Schweden um 22,2%, die Schweiz um 18,3%. Nur in Holland ist die Weizenfläche um 1,5% hinter der des Durchschnitts von 1909/13 geblieben. Vielfach ist diese Vergrößerung der Getreidefläche auf Kosten anderer Kulturen, der Rebekultur usw. geschehen. Auch in den kriegführenden Ländern denkt man an bessere Ausnutzung des eigenen Bodens, ist indes aus Mangel an Arbeitskräften oft ausserstande, dies auszuführen. Sobald aber die Frage der Arbeiterbeschaffung — mit Hilfe von afrikanischen Negern oder chinesischen Kulis usw. — gelöst sein wird, wird man auch hier bestrebt sein, mehr Körnerfrüchte anzubauen.

Manche werden diese Erscheinung begrüßen. Ich bedaure sie, weil sie einen Rück-, keinen Fortschritt darstellt, da sie die Arbeitsproduktivität in der Landwirtschaft herabdrückt. Umgekehrt werden die überseeischen Länder zur intensiveren Landwirtschaft, vor allem zur Verarbeitung der Bodenprodukte an Ort und Stelle, also zur verstärkten Viehzucht und industriellen Herstellung von feineren Lebensmitteln, übergehen. Diesen

Entschluss diktiert ihnen ebenfalls die Frachtverteuerung. Und tatsächlich lassen sich schon viele Anzeichen solcher Entwicklung feststellen, so in Kanada, Südafrika usw., wo eine Reihe von Unternehmungen im Entstehen begriffen ist, die die Bodenprodukte an Ort und Stelle verfeinern werden.

Europa kehrt zum Körnerbau zurück; die überseeischen Länder vervollkommen ihre Landwirtschaft und Viehzucht durch Schaffung von industriellen Betrieben, welche die Bodenprodukte verfeinern. Überflüssig zu sagen, dass der Getreidezoll nunmehr eine ganz unnötige Belastung darstellt: die Getreidepreise bleiben auf jeden Fall enorm hoch, denn der europäischen Landwirtschaft droht keine Konkurrenz mehr. Aber auch die übrigen Agrarzölle müssen nach dem Kriege aufgehoben werden, da der Mangel an Fett und andern Tiererzeugnissen besonders lange dauern muss, und die überseeische Landwirtschaft noch viele Jahre voll zu tun haben wird, um den Bedarf der Überseeländer und Englands zu decken. Übrigens werden sich auch hier die Transportkosten recht fühlbar machen, von der Entwertung des Geldes in den kriegführenden Ländern ganz abgesehen, und stark verteuernd auf die Viehzuchterzeugnisse wirken, so dass es völlig überflüssig sein wird, diese in Europa noch durch Zölle zu schützen.

2.

Wie in der Landwirtschaft, so vollzieht sich in der Industrie eine starke Verschiebung zugunsten der überseeischen Länder, wiederum in erster Linie der Vereinigten Staaten Amerikas, aber auch Japans, Südamerikas und der Kolonien der europäischen Staaten. Europa begeht Selbstmord; die Amerikaner steigen zur Weltherrschaft auf!

Schon vor diesem Kriege standen die Vereinigten Staaten an der Spitze aller Industrieländer. So stellte sich die Erzeugung von Eisen und Stahl und der Verbrauch der wichtigsten Metalle im Jahre 1913 in 1000 Tonnen wie folgt:

	Roheisen	Stahl	Kupfer	Blei	Zinn	Zink
Deutschland	19,3	17,3	259,3	223,5	221,3	19,3
England	10,6	7,0	144,7	191,4	194,6	24,4
Zusammen	29,9	24,3	404,0	414,9	415,9	43,7
Ver. Staaten	31,5	31,7	308,1	401,3	313,3	45,0

In der Eisenindustrie überholte Nordamerika die wichtigsten Produktionsländer; Blei und Zink verbrauchte es ebensoviel, wie diese beiden zusammen. Nur im Kupfer- und Zinnkonsum waren sie zwar jedem einzelnen weit voraus, blieben aber hinter der Gesamtsumme bedeutend zurück. Heute liegen die Verhältnisse so, dass die Vereinigten Staaten mit einer Roheisenproduktion von rund 40 Millionen Tonnen fast die Gesamtroheisenerzeugung, ohne Amerika, vor dem Kriege erreicht haben. Die amerikanische Ausfuhr hat in den ersten 11 Monaten des verflossenen Jahres die Summe von 4,96 Milliarden Dollar betragen und wird den Export Englands und Deutschlands vor dem Kriege zusammengekommen weit hinter sich lassen. In den ersten 10 Monaten 1916 haben die Vereinigten Staaten mehr Gold eingeführt, als je in einem Jahre in der ganzen Welt gewonnen wurde.

Vom 1. Juli 1914 bis zum 30. Juni 1916 haben die europäischen Länder aus den Vereinigten Staaten Waren im Betrage von rund 7000 Millionen Dollar bezogen und ihnen für 3900 Millionen geliefert, so dass sie eine Schuld von 3,1 Milliarden zu begleichen hatten, was sie durch Übersendung von Gold und Effekten, sowie durch Aufnahme von Anleihen (im Betrage von 1627 Millionen Dollar) auch getan haben. Die Vereinigten Staaten waren schon vor diesem Kriege das reichste Land der Welt. Ihr Nationalvermögen mit 187,7 Milliarden Dollar war bedeutend grösser als das Englands (90) und Deutschlands (75) zusammengenommen. Heute sind die europäischen Staaten viel ärmer geworden, während Amerika Riesensummen angesammelt hat. England hat bis zum 9. Dezember 1916 für 2,7 Milliarden Pfund neue Anleihen gemacht, Frankreich bis Ende Dezember 73 Milliarden

Franken, Deutschland etwa 80 Milliarden Franken, usw. Darf man sich darüber wundern, dass diese Länder sich immer mehr gezwungen sehen, bei Amerika Kredit zu nehmen? Ja selbst bei Japan borgt nicht nur Russland, sondern auch England (neuerdings 10 Millionen Pfund), jetzt auch in Kanada. Nach der Frankfurter Zeitung vom 7. Januar soll Kanada England 250 Millionen Dollar vorgeschossen haben. England leiht bei seinen Kolonien Geld! Die ganze Umwälzung in weltwirtschaftlicher und weltpolitischer Beziehung, die sich infolge des Krieges anbahnt, kann nicht greller als gerade durch diese Tatsache beleuchtet werden, dass der „Weltbankier“, der seine Kolonien in erster Linie durch die Macht seiner Börse an sich gebunden hat, heute diese um Geld angeht.

In den Vereinigten Staaten hat man die durch den Krieg geschaffene Lage rasch begriffen und sucht sie in fieberhafter Eile auszunutzen. Das zeigt der Ausbau des Banknetzes, insbesondere in Zentral- und Südamerika, aber auch in China, Russland und in den Hauptzentren Europas. Überall nistet sich auch ihr Handel fest ein, wie dies aus folgender Übersicht hervorgeht:

Es stellte sich der Export der Vereinigten Staaten in Millionen Dollar:

	Europa	Nordamerika	Südamerika	Asien	Australien	Afrika
1916	2939	733	180	278	99	44
1915	1971	477	99	114	78	29

Daraus geht deutlich hervor, dass weder England noch Deutschland Sieger auf dem Weltmarkte bleiben, dass vielmehr einzig und allein die Vereinigten Staaten diesen beherrschen werden. Aber noch mehr. Die überseeischen Länder überhaupt, die europäischen Kolonien nicht ausgenommen, befreien sich von der Vorherrschaft Europas. Nicht allein die Vereinigten Staaten kaufen ihre Effekten von Europa zurück (bis Ende Juli 1916 für 808 Millionen Dollar von einem Gesamteffektenbestand im ausländischen Besitz von etwa 2 Milliarden Dollar), sondern auch Japan und wohl auch die englischen Kolonien tragen ihre Schulden jetzt ab.

Das gewaltig angewachsene europäische Kapital hat die wirtschaftlich zurückgebliebenen Länder nicht nur ausgebeutet, sondern sie in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung zurückgehalten. Die europäische Konkurrenz liess (mit Ausnahme eben der Vereinigten Staaten) keine aussereuropäische Industrie aufkommen, während des Krieges und auch noch lange nach ihm wird aber der Warenstrom aus Europa, der diese Länder sonst überschwemmt hat, ausbleiben, so dass diese die Möglichkeit erhalten, eigene Industrien zu entwickeln.

Da ferner Europa seine Stoffquellen stark reduziert, zum Teil ganz erschöpft hat, so wird es selbst gezwungen sein, in den aussereuropäischen Ländern nach neuen Rohstoffquellen zu suchen; bei den hohen Frachtpreisen wird es aber vorteilhaft erscheinen, die Rohstoffe wenigstens der ersten Bearbeitung an Ort und Stelle zu unterziehen, um die Halbfabrikate in Europa zu verfeinern. In der Verfeinerungsindustrie wird Europa den anderen Ländern, dank der hohen Qualitätsarbeit seiner geschulten Arbeiter, voraus sein. Das Zentrum der Rohstoffgewinnung und der Schwerindustrie wird aber künftighin von Europa nach den aussereuropäischen Ländern verlegt werden. In gewissem Sinne vollzieht sich ein ähnlicher Prozess wie zur Zeit der napoleonischen Kriege: Damals hat sich Westeuropa von der Herrschaft der kolonialen Produkte zu befreien begonnen, heute schlägt der wirtschaftliche Prozess eine entgegengesetzte Richtung ein, indem er die Kolonien von der Herrschaft der europäischen Produkte befreit und ihnen dazu verhilft, eine eigene Industrie zu schaffen, kurz, sie wirtschaftlich auf die Beine bringt.

Dieser Prozess setzte mit der neuen Periode der Teuerung ein. Schon die Preissteigerung der Nahrungsmittel und Rohstoffe hat die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien gefördert; allein das europäische Kapital suchte die Rohstoffquellen an sich zu bringen, indem es gleichzeitig die Agrarländer politisch unterjochte. Auf diese Weise zog Europa einen grossen Teil des überschüssigen Produktes der jungen Länder an sich. Nach dem Kriege

wird der Druck des europäischen Kapitals nachlassen, während die enorm hohen Preise wahrscheinlich mindestens eine Zeitlang anhalten werden. Die Kolonien werden sich somit aus eigenen Kräften, vielleicht langsamer als sonst, aber auch selbständiger entwickeln und als Folge davon bald auch die politische Selbständigkeit erlangen.

Von welcher ungeheurer Bedeutung es sein wird, wenn die gewaltigen Massen des asiatischen Erdteils durch den Kapitalismus in Bewegung gesetzt werden, kann man sich gar nicht recht ausmalen. Eins ist sicher, dass die auf diesen Krieg folgende wirtschaftliche Umwälzung kaum derjenigen des Anfangs des 19. Jahrhunderts nachstehen wird. Wir befinden uns in der Tat an der Schwelle einer neuen, grandiosen Epoche der alle Weltteile umfassenden Weltwirtschaft.

In Europa wird heute um die Weltherrschaft blutig gekämpft. Arme, blinde Europäer, die nicht sehen, dass neue Welten inzwischen entstanden sind, die mächtiger als Europa selbst sind, und andere, noch gewaltigere im Entstehen begriffen sind! In der auf den jetzigen Krieg folgenden Zeit werden die Vereinigten Staaten die wichtigste Macht der Welt bilden, aber schon beginnt sich die Hundertmillionenbevölkerung Asiens zu regen. Wer in Europa noch glaubt, anders gehe es nicht, als dass ein Mensch über den zweiten herrschen muss, der muss sich mit der Idee vertraut machen, sich in die Abhängigkeit zunächst von Amerika und dann von China begeben zu müssen. Denn diesen Völkern und nicht den sich zerfleischenden, verarmten europäischen „Kultur“-nationen gehört die Zukunft. Sie werden unsere Erben sein, wie wir die des alten Rom geworden sind. ... Doch vielleicht wird es sich am Ende wieder herausstellen, dass für alle Menschenkinder Platz unter der Sonne genug vorhanden ist, nur dass die „Erde“ anders eingerichtet, die menschliche Gesellschaft anders organisiert werden muss. ...

Gegen den Weltkrieg.

Mit Erschütterung und nicht ohne Beschämung werden unsere Zeitgenossen die beiden starken Bände zur Kenntnis nehmen, zu welchen das journalistische Lebenswerk Bertha von Suttners durch sorgsame Freundeshand vereinigt worden ist. *) Sie zeigen uns die edle Frau im Kampfe mit dem heranziehenden Verhängnis Europas, eine Ruferin in der Wüste. Siebzehn Jahre hindurch hat Bertha von Suttner Monat für Monat ihre „Randglossen zur Zeitgeschichte“ veröffentlicht, deren eindringlicher Refrain die Warnung vor der Gefahr des Weltkrieges ist. Und wie verständnislos wurden die Worte der Seherin aufgenommen! Der geistvollste Epigrammatiker von Österreich verspottete sie als die „Friedensfurie“; heute können wir alle nur mit heftigster Selbstanklage bedauern, dass wir nicht mit derselben Leidenschaft für Gut und Blut der Völker eingestanden sind. Damals glaubte jeder Gebildete, es ganz sicher zu wissen, dass es niemals mehr zu einer grossen europäischen Katastrophe kommen könne, weil selbst der Sieg sich nicht mehr auszahlen würde. Ganz anders hat die Verfasserin der „Randglossen“ die Situation beurteilt; sie kannte die Macht der Leidenschaften und die Kopflosigkeit der europäischen Politik. Nach dem raschen Erfolg ihres Romans „Die Waffen nieder“ hat die bedeutende Frau sich nicht auf ihren Lorbeeren ausgeruht, sondern erst recht eine geradezu männliche Tatkraft darangesetzt, sich in den Pazifismus, seine Literatur und seine Aufgaben einzuarbeiten und in Propaganda und Gedankenarbeit neben den beiden grössten Pazifisten Europas, Frédéric Passy und Randal Cremer als Frau ebenbürtig die Führung zu übernehmen. Eine geistsprühende Rednerin und bezaubernde Gesellschafterin, war sie auch als Schriftstellerin unermüdlich, fast bis zu ihrem letzten Tage. Sie hat Österreich auf dem ganzen Erdenrunde so viel Ehre gemacht wie kaum eine andere Frau; in diesem Werke spiegelt sich ihre Persönlichkeit wie in keinem anderen.

Als Proben des Inhaltes möchten wir einige wenige Notizen hervorheben, die wir zunächst dem ruhigen Jahre 1893, dann der stürmischen und interessanten Annexionsepoche 1908/09 entnehmen.

Aus dem Jahre 1893 vor allem zwei interessante Tatsachen: 1. Damals lebte noch der grollende Bismarck und hatte die Welt durch seine Enthüllung bezüglich der Emser Depesche verblüfft. Unsere Referentin ist nicht im mindesten überrascht. Sie

*) Der Kampf um die Vermeidung des Weltkrieges. 1892—1900 und 1907—1914. Randglossen aus zwei Jahrzehnten zu den Zeitereignissen vor der Katastrophe. Herausgegeben und mit sorgfältigem Register versehen von Dr. A. H. Fried. Art. Institut Orell Füssli, Zürich. 1258 S.

hat ja auch früher gewusst, wie Kriege gemacht werden. Aber sie stimmt auch nicht gedankenlos in die Entrüstung der Franzosen ein, dass Bismarck sie auf verbrecherische Weise zum Angriffe gezwungen habe. Auch nach der abgeänderten Emser Depesche, meint sie, brauchten sie den Krieg nicht zu führen, wenn sie ihn nicht selbst gewollt hätten. Und bald zeigt es sich, wie recht sie hatte. In einem Interview, welches jetzt selbst von den Historikern vergessen ist und alle Beachtung verdient, erklärt der französische General Trochu, der ehemalige Kommandant von Paris, die Emser Depesche sei für den Ausbruch des Krieges völlig gleichgültig gewesen, „in St. Cloud habe man den Krieg gewollt“. — Die zweite Tatsache: Der französische Nationalökonom Molinari hat schon damals und nicht etwa in irgend einer wenig gelese- nen Fachzeitung, sondern in der „Times“ den Vorschlag gemacht, die europäischen Neutralen mögen einen Bund bilden, der im Falle eines Konfliktes zwischen dem Dreibund und dem Zweiverband sich auf die Seite des Angegriffenen stellen würde; diese Gewissheit werde genügen, um den Ausbruch des Konfliktes zu verhindern. Bekanntlich hat Lord Grey in unseren Tagen ebenfalls die Meinung ausgesprochen, ein solcher Bund hätte den Kriegausbruch verhindert. B. v. Suttner ist nicht dieser Ansicht. Sie meint, dann würde es einfach ausser den zwei feindlichen Bündnissen noch ein drittes geben. Nicht die Vermehrung der Bündnisse, sondern die Vereinigung der beiden Gruppen mit den Neutralen zu einem einzigen europäischen Friedensbund könne das Problem lösen. Wie recht sie hatte, geht aus der Tatsache hervor, dass Molinari sich damals als den führenden Staat des neutralen Bundes England vorgestellt hat. Eine solche Organisation wäre also das beste Mittel gewesen, in unserer Zeit die Neutralen vom ersten Tage an mit in den Weltbrand hineinzureissen.

Der Grund, warum ein einheitlicher europäischer Bund nicht möglich war, zeigt sich in einer Rede des friedensfreundlichen Caprivi, welcher von den ökonomischen Verhältnissen eine immer grössere Annäherung der europäischen Staaten erhofft, aber ein allgemeines Friedensbündnis für unmöglich erklärt, solange Frankreich fest entschlossen ist, daran nicht teilzunehmen. Das wichtigste Hindernis hiefür ist selbstverständlich Elsass-Lothringen; Versicherungen, dass Deutschland in dieser Frage keine Konzessionen machen, und die Frage selbst nicht als solche anerkennen könne, werden im deutschen Reichstag immer wieder abgegeben. Auch sieht man unheimliche Kräfte an der Arbeit, diesen Gegensatz auszunützen und zu verstärken. General Skobeleff erklärt ganz unumwunden, er sei Soldat, im Frieden gehe er zugrunde, er brauche einen Krieg gegen Deutschland und werde deshalb immer zu diesem Kriege hetzen. Bekanntlich war er der Abgott der russischen Jugend. Besuche der russischen Eskadre im Kriegshafen von Toulon und des italienischen Kronprinzen bei den deutschen Manövern in Elsass-Lothringen „illustrieren glänzend den unseligen Zustand der sich bedrohenden Gegenallianzen“; dabei versichern Dreibund und Zweiverband um die Wette, dass ihr

einzigster Zweck die Erhaltung des europäischen Friedens sei. Sie wollen ja nichts anderes als sich gegen einen etwaigen Angriff verteidigen. Freilich lässt schon damals auf der Dreibundseite Crispi durchblicken, dass es sich unter Umständen auch um eine „Offensive zum Zwecke der Defensive“ handeln könne. Und zur Vorbereitung der Gemüter auf eine solche Verteidigungsaktion wird vom „Figaro“ für die Festvorstellung in Toulon ein Stück vorgeschlagen, in welchem die schöne Stelle vorkommt: „Solange es Franzosen, Russen und wilde Bestien gibt, werden sich die Franzosen und Russen gegen die wilden Bestien verbinden.“ Also schon im Jahre 1893 waren die „Hunnen“ wilde Bestien!

Daneben fehlt es nicht an erfreulichen Anzeichen, welche die Friedensfreundin gewissenhaft verzeichnet. Die beiden Bände sind geradezu eine Geschichte der Friedensbewegung, ebenso wie der Kriegsbewegung. Natürlich müssen sie monoton wirken, zumal sie Monat für Monat geschrieben sind; aber Tag für Tag gelesen, sind diese Monatsberichte vielleicht die fesselndste populäre Einführung in dieses hochwichtige Gebiet.

Nun noch einiges aus dem stürmischen Annexionsjahr. Von allem Anfang an tadelt Frau v. Suttner diese gewagte Politik, während die Bevölkerung und die Presse in Österreich-Ungarn die Aktion bejubelte, weil damit die Monarchie die Fähigkeit zu kräftigem Entschlusse bekundet hatte In demselben Jahre erhob sich bekanntlich auch in der deutschen Presse ein grosser Lärm wegen eines Interviews, in welchem Wilhelm II. seinen heissen Wunsch, mit England in Frieden zu leben, ausgedrückt hatte. „Der ganze Schreck beruht darauf“, sagt die Baroin, „der alte Glaube ist, dass man mit dem Ausland und über das Ausland niemals eine gerade Sprache führen darf . . . ; aber wenn es sich darum handelt, sich in Freundschaft zu verbinden, so ist die Beleuchtung der vollen Wahrheit das Erspriessliche.“ Sie zeigt am Zwischenfall von Casablanca (Schutz deutscher Deserteure aus der französischen Fremdenlegion durch den deutschen Konsul), „dass solche Lappalien noch überhaupt den Gedanken an einen Krieg aufkommen lassen“; daraus folge die Notwendigkeit, die Grundlagen des Friedens zu befestigen. Sie macht auf das Wort Asquiths aufmerksam: England sei bereit, auch von den Mächten des Dreibundes „eine Hand zu ergreifen, die uns in guter Absicht und in Treue entgegengestreckt würde“, auf Winston Churchills Leugnung jedes deutsch-englischen Interessengegensatzes und auf den Satz Roosevelts, dass die Politik der Vereinigten Staaten sich gegen andere Nationen verhalten sollte, wie ein ehrenhafter Privatmann seinem Mitmenschen gegenüber. Sie überschätzt vielleicht absichtlich die schönen Worte der Staatsmänner, um sie beim Worte nehmen zu können, fasst auch König Eduard VII. optimistisch als Peacemaker und den scheidenden Fürsten Bülow, den Träger der deutschen Flottenpolitik, einseitig als kriegsverhütenden Staatsmann auf. Sie warnt eifrig vor allem, was das Verhältnis zu England vergiften könnte. Sie denunziert die „Barbarisierung der Luft“, die Erhebung Venedigs zum Kriegshafen,

d. h. zur Bombardierbarkeit. Sie tadelt schroffe Redensarten wie die des Grafen Tisza: Österreich-Ungarn lasse sich in seine Handelspolitik gegenüber Serbien von niemand dreinreden. Während der ganzen Annexionskrise „stand den kriegsgegnnerischen Stimmen keine Zeitungsspalte offen. Mit Ausnahme der Arbeiterzeitung.“ „Wäre Russland genügend gerüstet, so wär's zum Kriege gekommen“, hebt die Referentin hervor. (Die gleiche Warnung knüpft sie übrigens auch an die Annahme des österreichischen Ultimatums durch Serbien im November 1913.)

Die Zeit wird immer unruhiger. Das Jahr 1911 bringt den Eroberungskrieg Italiens um Tripolis und die Gefahr des deutsch-französischen Krieges wegen Marokkos, mit der von Lloyd George in Aussicht gestellten Teilnahme Englands. Die Jahre 1912 und 1913 die Balkankriege. Die fortlaufenden Glossen enthalten eine Fülle des Interessanten und Beherzigenswerten. B. v. S. erkennt den Ernst der Situation nicht, lässt aber auch die Hoffnung niemals sinken. „Wenn Europa es will“, sagt sie im April 1913, „es fest und ernstlich will, so wird der Balkankrieg der letzte Krieg auf europäischem Boden gewesen sein. Dass es jedoch noch viele gibt in Europa, die den Krieg wollen, ihn fest und ernstlich wollen, das wissen wir Pazifisten nur zu gut.“ Im Dezember 1913 schreibt sie: „Stillstand und volle Ruhe hat es zwar niemals gegeben; aber ein solches Gären und Brodeln, eine solche Unsicherheit, eine solche Überstürzung von Gefahren, Drohungen und Krisen, wie die jüngste Zeit sie aufweist, das hat noch keiner von uns erlebt. Wenn das so weiter kracht und wirbelt und aufblitzt, was soll da kommen? Die Antwort wäre einfach: „Was kommen muss, ist Zusammenbruch. Weltkrieg, Anarchie....“ Aber diese Antwort ... zieht nicht die stillen Kräfte ... in Rechnung, die im Lichte ... erwachenden Gewissens an der Arbeit sind, mit rettenden Ideen und erlösenden Taten das Unheil abzuwenden. Im April 1914 hofft sie auf Einschränkung der Rüstungen auf der dritten damals für 1917 in Aussicht genommenen Haager Konferenz, „wenn bis dahin der Abgrund nicht erreicht ist“. Ihre letzten Äusserungen (Mai 1914) gelten den Hoffnungen auf Aufhebung des Kaperrechtes und der Polemik gegen einen das Milizsystem bekämpfenden Kriegsminister.



Unser Vorteil ist ein vortreffliches Werkzeug, unsere Sinne zu blenden. Auch der Allergerechteste darf nicht in eigener Sache Richter sein.

Pascal.



Gewissensqualen eines Neutralen.

Ich bin ein Neutraler und ein leidlich gewissenhafter Mensch. Seit Anfang des Krieges hielt ich es für meine Pflicht, mir eine persönliche Meinung zu bilden. Ich wollte um keinen Preis, wie ich einmal so rührend in einem Blatt gelesen habe, den „Angreifer und das Opfer mit dem gleichen Massstabe“ messen. —

Die letzte Phase des Krieges hat mich in neue Qualen gestürzt. Da sehe ich in „Le Temps“, diesem führenden Blatt des geistreichsten Volkes, die Überschrift:

„L'inéluctable responsabilité“.

So werde ich nun doch erfahren, wem die Verantwortung zufällt. Und wirklich, meine Hoffnung wird nicht enttäuscht:

In welche Verkleidungen auch immer Deutschland sein Verbrechen hüllen mag, die Tatsache bleibt bestehen, dass es den Neutralen gegenüber nur das Gesetz seines eigenen Willens anerkennt. Die Neutralen wissen von nun ab, dass sie sich diesem Gesetz dauernd zu unterwerfen hätten, wenn Deutschland Sieger bliebe.

Gegen diese Herrschaft gibt es besonders für alle jene, welche nicht selbst zu den Waffen greifen können oder wollen, nur einen Schutz: den Sieg der Entente. Nur dieser Sieg wird im Herzen von Europa jene tyrannische, zügellose Macht vernichten, welche durch ein noch nie dagewesenes Verbrechen sowohl Kriegführende als Neutrale ihren Herrschaftsgelüsten unterwerfen will. Eine materielle Neutralität mag fortbestehen — aber eine moralische Neutralität ist von nun ab unmöglich. In allen Ländern sind die Geister nun endgültig klar über „Deutschlands unabwälbare Verantwortlichkeit“, wie Spanien sie genannt hat.

(9. Febr. 1917.)

Endlich! Jetzt weiss ich doch endlich woran ich bin! — Ich kann wohl noch materiell, aber nicht mehr moralisch ein Neutraler sein. Die Formel muss ich mir merken!

Und nun fällt mein Blick auf die „Neue Freie Presse“. Da steht in fetten Lettern zu lesen:

Die Neutralen und der Unterseebootkrieg.

Das geht mich ja ganz unmittelbar an. Ich ergreife das Blatt und sehe folgendes:

Die Tatsache kann nicht verdunkelt werden, dass England der natürliche Gegner der Neutralen ist und dass nur die britische Admiralität die kleinen Völker ihrer Rechte beraubt und ihnen das Joch der Oberherrschaft von London aufzuzwingen wünscht .. Überall erschüttert dieser Krieg die Stellung der Neutralen. Überall müssen sie gleichsam mitkämpfen und ohne Kanonenschüsse und ohne Maschinengewehre Schlachten liefern. Der Unterseebootkrieg soll sie nicht entwürdigen, sondern befreien,

soll ihnen nicht das Leben vergällen, sondern ihnen Erlösung bringen von dem Drucke der britischen Alleinherrschaft. Ein siegendes Grossbritannien, und sie sind Kolonien, denen ehrenhalber das Recht gelassen wird, ein Staat zu sein. Zwischen Russland und England, zwischen Frankreich und Italien eingepresst, ohne die Möglichkeit ein Gegengewicht zu finden, an das sie sich klammern können, müssten sie zugrunde gehen. Nur der baldige Friede kann ihnen helfen, und nur ein Friede, wie ihn die Mittelmächte wollen, ein Friede unter gleichen, ein Verteidigungsfriede ohne Vernichtungen. Nur wenn sie Anlehnung an zwei Mächten finden, wenn sie nicht allein einem einzigen gegenüberstehen, können sie gedeihen. Denn wenn einmal die Gewichte im Rollen sind, dann weiss niemand, wo das Ende ist und wo ein übermütiger Sieger sich selber die Grenzen zieht. Da die Neutralen nicht Kraft haben, aus eigenem die Grossmächte zu bezwingen, muss gleichsam ein Gegenpol für sie da sein, der abstösst, wo der andere anzieht und ihnen Schutz gewährt, wenn sie den Wunsch haben, sich zu decken. Deswegen ist ihr Platz an der Seite Deutschlands, deswegen ist bereits jetzt von den nordischen Staaten der Vorschlag des Präsidenten abgelehnt worden. Sie werden Unterhandlungen pflegen, aber nicht abbrechen. Der Kampf um die Seele der Neutralen ist viel schwerer für England geworden

(8. Febr. 1917.)

Also ist es auch diesmal wieder nichts! Verzweiflung erfasst mich. Was sind die uns drohenden Gefahren einer Hungersnot gegen die Gewissensqualen eines ehrlichen Neutralen!



Gute Vorsätze.

*Ein grosser Teich war zugefroren,
Die Fröschelein, in der Tiefe verloren,
Durften nicht ferner quaken noch springen,
Versprachen sich aber im halben Traum,
Fänden sie nur da oben Raum,
Wie Nachtigallen wollten sie singen. —
Der Tauwind kam, das Eis zerschmolz,
Nun ruderten sie und landeten stolz
Und sassen am Ufer weit und breit
Und quakten wie vor alter Zeit.*

Gäthe.



Zeitschriftenschau.

Das Problem des Friedens. An der Spitze ihrer letzten Nummer (Dezember) bringt die „Revolitique Internationale“ eine wahrhaft staatsmännische Betrachtung des ungarischen Ministers a. D. Julius Andrássy über das Problem des Friedens.

Als die grundlegende These des Zehnverbandes wird die zweifache Behauptung festgestellt, dass ein dauernder Friede nur durch eine entscheidende militärische Niederlage der Zentralmächte begründet werden könne, dass aber andererseits auf den niederschmetternden Sieg der Entente unfehlbar ein Zeitalter des gesicherten Weltfriedens folgen müsse, in welchem nur Recht und Freiheit herrschen, statt der bisherigen Oberherrschaft der Gewalt.

Diesen Behauptungen gegenüber weist Graf Andrássy zunächst darauf hin, dass der deutsche Reichskanzler, der jederzeit zu einem massvollen Friedensschlusse bereit sei, sich längst geneigt erklärt habe, eine gesicherte internationale Rechtsverfassung anzunehmen, falls von der andern Seite ein vernünftiger Plan dazu vorgelegt werde, dass aber durch Lord Grey und die „Times“ die Erklärung abgegeben worden sei, es würde jetzt „ein Irrtum“ sein, wenn die Kriegführenden ihre Gedanken von dem unbedingt notwendigen Siege auf einen solchen Plan ablenken liessen; das müsse man vorläufig den Neutralen überlassen. Offenbar ist also die künftige Herrschaft des Rechtes nicht die oberste Sorge Englands.

Was aber würde der tatsächliche Erfolg eines vollständigen Sieges der Verbündeten sein? Über diesen Punkt verbreitet der ungarische Staatsmann eine Klarheit, wie sie in keiner früheren Publikation über das beliebte Thema zu finden ist. Ein vollständiger Erfolg der Entente könnte nämlich, wie Andrássy im Einzelnen nachweist, zu nichts anderem führen, als zu einer unerträglichen Alleinherrschaft Russlands zu Lande und Englands zur See. Denn die Widerstandskraft der Mittelmächte wäre gebrochen, und vor jenen beiden Kolossen würde das halb verblutete Frankreich und das allenfalls im Adriatischen Meere massgebende Italien als Mittelstaaten zurücktreten, von den Kleinstaaten nicht zu sprechen, von denen Belgien einfach das englische Einfallstor in den Kontinent bilden würde und die Balkanstaaten, von Konstantinopel aus dem Drucke des russischen Riesenstaates preisgegeben, zu heerespflichtigen Vasallen dieser Grossmacht herabsinken müssten. Auf diese Weise könnte von einer Freiheit der europäischen Nationen nicht die Rede sein; aber mit dem dauernden Frieden Europas würde es noch schlimmer aussehen. Weder würde das tüchtige Volk von 80 Millionen Deutschen mit seinen ruhmreichen Erinnerungen den Zustand wehrloser Zerstückelung und wirtschaftlicher Einzwängung lange ertragen, noch ist es jemals gelungen das stolze und freiheits-

liebende Volk der Magyaren auf die Dauer in einem Zustand politischer Demütigung zu erhalten, und dasselbe gelte von anderen selbstbewussten Nationen in Österreich-Ungarn. Die Geschichte lehrt überhaupt, dass man ein ganzes Volk zwar für den Augenblick begraben, aber wenn es nur nicht innerlich entsittlicht und verfallen war, auf die Dauer nicht hindern kann, seinen Grabdeckel wieder zu sprengen. Das kleine Volk der Bulgaren hat sich nach vier Jahrhunderten des Türkenjoches in überraschend kurzer Zeit zu kräftigem Leben entwickelt; alle Teilungen und niedergeworfenen Aufstände konnten die Polen nicht an ihrem nationalen Fortleben verhindern; und Frankreich selbst, das heute gerne Deutschland zerschmettern möchte, hat es nicht an sich selbst erfahren, dass es nach den vernichtenden Niederlagen von Waterloo und Sedan in verhältnismässig kurzer Zeit den ihm gebührenden Platz im Rate der Nationen wieder einnehmen konnte? Nicht die vorübergehende militärische Situation ist für diesen Platz massgebend, sondern die innere Tüchtigkeit eines Volkes, und wer wollte diese den Deutschen bestreiten? So würden sie auch nach einer Niederlage stets bereit sein, die erste Zwistigkeit zwischen den Siegern auszunützen, wie dies Frankreich auf dem Wiener Kongress und selbst das kleine Bulgarien schon kurz nach seiner Niederlage tun konnte. Diese Zwistigkeiten aber können nicht ausbleiben.

Sobald die Furcht vor Deutschland beseitigt wäre, müsste notwendig der Gegensatz zwischen den beiden weltbeherrschenden Mächten hervortreten. Es würde ein Kampf um Konstantinopel entstehen, wie er schon einmal zwei Weltbeherrscher zum letzten entscheidenden Ringen gezwungen hat. Konstantinopel war nämlich der Zankapfel, wegen dessen der Bund zwischen Napoleon I. und dem Zaren in die Brüche gegangen ist. Alexander I. forderte schon damals Konstantinopel und die Dardanellen als „Schlüssel zu seinem Hause“. Napoleon liess ihm erwidern, dieselbe Position sei auch der Schlüssel zu Korfu, zu Toulon, zum ganzen Mittelmeer. Er wollte den Russen allenfalls noch Konstantinopel überlassen, aber durchaus nicht die Dardanellen. Und nach mehrjährigen Verhandlungen kam es zu dem Kriege, welcher durch seine unmittelbaren Folgen den Untergang Napoleons herbeiführte und den bei Jena gedemüthigten Deutschen einen so raschen Triumph über ihre Besieger verschaffte.

Bei Konstantinopel hat die Erdkugel ein geographisches Problem geschaffen, über dessen Härten kein guter Wille hinweghelfen kann. Will England wirklich seinen russischen Verbündeten Konstantinopel, die Dardanellen und das gegenüberliegende Kleinasien mit der ganzen Küste des Schwarzen Meeres überlassen, so würde damit Russland eine unvergleichliche maritime Position gewinnen, die in kurzer Zeit zur Beherrschung des Mittelmeeres führen muss. Da aber England nicht darauf verzichten kann, das Mittelmeer als die Strasse nach Indien selbst zu beherrschen, so müsste es mindestens die den Dardanellen vorgelagerten griechischen Inseln für sich fordern. Wenn England diese Konzession

nicht durchsetzt, so bedeutet die russische Stellung im Mittelmeer für die britische Herrschaft in Ostindien und für das ganze Weltreich, nach Ansicht Andrassy's, eine viel ernstere Gefahr als vor dem Kriege die ganze deutsche Seemacht. Wenn aber England diese Inseln besetzt, dann kann Russland wieder nur mit Erlaubnis einer fremden Macht seine Schiffe ins Mittelmeer entsenden, und damit würde der grösste Preis für seine ungeheuren Opfer im Weltkriege den besseren Teil seines Wertes verlieren. Der Konflikt zwischen den beiden Weltmächten wäre daher unausbleiblich, die besiegten Völker würden sich einem der Sieger anschliessen, und der Weltfriede wäre nach einem Siege der Entente auf eine noch schwächere Grundlage aufgebaut als die Freiheit der Nationen.

Ganz anders stellt sich das Bild der Zukunft, falls der Friedenswille Deutschlands verwirklicht werden könnte: „Jede Macht könnte die Grundbedingungen ihrer Lebensfähigkeit behalten. England besonders würde in seiner einzigartigen Stellung zur See verbleiben, auf die es nicht verzichten kann, was ich gerne anerkenne, und mit der sich alle andern Mächte in einem Geiste der Versöhnung abfinden müssten. Bezüglich der überseeischen Kolonien könnte sich mancher Abtausch vollziehen, ohne dass irgend eine der Grossmächte dabei viel verlieren würde. Das Loos der besiegten Kleinstaaten würde von dem Ergebnis der Verhandlungen abhängen. Was Belgien betrifft, hat der deutsche Reichskanzler bereits ausdrücklich erklärt, dass eine Annexion dieses Landes nicht zu den Kriegszielen Deutschlands gehöre; man wird einfach verhindern müssen, dass es in Zukunft dem Feinde als militärische Basis diene. Serbien wird ohne Zweifel die Folgen seiner herausfordernden Politik und seines Grössenwahns zu erdulden haben. Aber eine Annexion dieses Landes ist den Absichten Österreich-Ungarn immer ferne gewesen. Allerdings würde Bulgarien einen wichtigen Teil davon behalten, und dadurch zur Vormacht auf der Balkanhalbinsel werden. Die Türkei würde alle Mittel erlangen, um sich in Kleinasien zu konsolidieren. In Europa wird man mit der Wiederaufrichtung eines lebensfähigen Polens rechnen müssen. Das etwa wäre in grossen Zügen das gegenwärtig mögliche Ergebnis von Friedensverhandlungen. Das Gleichgewicht Europas würde in seinen wesentlichen Zügen dasselbe bleiben, wie vor dem Kriege, mit dem einzigen Unterschiede dassin Zukunft den Zentralmächten die Verteidigung ihrer Position erleichtert würde. Kann man ernstlich behaupten, dass diese bessere Möglichkeit der Verteidigung des gegebenen Zustandes den Frieden der Welt mehr bedrohen würde, als der Umsturz aller europäischen Verhältnisse durch den Endsieg des Vierverbandes?“

Der Verfasser schliesst seine Auseinandersetzungen mit dem Ausdruck des festen Vertrauens in die Unüberwindlichkeit der Zentralmächte und des Wunsches, dass die zahllosen Opfer an Menschen und Gütern, welche durch die Illusion eines künftigen Sieges der Entente notwendig werden könnten, Europa erspart bleiben mögen. Die Verantwortung für das Gegenteil würde bei dem zweifellosen Friedenswillen der Zentralmächte den Gegnern

zur Last fallen. Es sei noch bemerkt, dass die ganze Abhandlung im November geschrieben ist, also vor Veröffentlichung des Friedensangebotes und des darauf folgenden Notenwechsels.

Völker Europas, einigt Euch! In der letzten Nummer des *demain* veröffentlicht Romain Rolland einen feurigen Aufruf „an die gemordeten Nationen.“ Wir entnehmen ihm die nachfolgenden Stellen:

Die beherrschende Tatsache der Gegenwart ist: Europa ist nicht frei. Die Stimmen der Völker werden erstickt. In der Weltgeschichte werden diese Jahre als eine Zeit der grössten Sklaverei fortleben. Die eine Hälfte Europas bekämpft die andere im Namen der Freiheit und beide verzichten sie auf die Freiheit. Vergeblich ruft man die Nationen an, ihren Willen kundzugeben. Die Nationen haben aufgehört, sich als wollende Persönlichkeiten zu betätigen. Ein paar Dutzend Politiker, eine Handvoll Journalisten massen sich an, im Namen der Nation zu sprechen. Sie haben kein Recht dazu. Sie vertreten niemanden als sich selbst. Sie vertreten nicht einmal sich selbst, ... diese Knechte der Plutokratie. Wer darf sich als Vertreter einer Nation aufspielen? Wer kennt denn die Geheimnisse der im Kriege aufgewühlten Volksseele, wer hat es auch nur versucht, sich diesen Wirrwarr von Leidenschaften, von Tiefsinn, von Tollheit, von allen sonst gebändigten Dämonen der Gesellschaft vors geistige Auge zu stellen? ...

Jeder einzelne fühlt sich von der Volksleidenschaft umschlungen, wie von den Armen eines Polypen, und jeder findet auch noch in der eigenen Seele dasselbe Wirrsal von Gut und Böse, von unentwirrbar gebundenen und verschlungenen Kräften. Wer kann es lösen? ... Daher das Gefühl eines unentrinnbaren Fatums, das sich in solchen Krisen der Menschheit bemächtigt. Aber dieses Gefühl ist falsch. Es ist nichts anderes, als die Mutlosigkeit jedes einzelnen, angesichts der vielen und beharrlichen Anstrengungen eines grossen aber nicht unmöglichen Kraftaufwandes, der notwendig wäre, um sich von dem Übel zu befreien.

Wenn jeder einzelne nur das täte, was er tun kann (durchaus nicht mehr als das!), dann brauchten wir alle kein Verhängnis zu erdulden. Es zieht seine Kraft aus der Resignation jedes einzelnen. Und jeder, der diesem Gefühl nachgibt, hat seinen Teil an der Schuld...

Völker, vereinigt Euch! Völker aller Rassen, mehr oder weniger schuldig, aber alle blutend und leidend, Brüder im Elend, seid auch Brüder in der Vergebung und in der Auferstehung. Vergesst den gegenseitigen Groll, der Euch alle zugrunde richtet, und vereint Euch in Eurer Trauer; sie trifft die ganze grosse Familie der Menschheit. Ihr habt durch den Schmerz um den Tod von Millionen Eurer Brüder das Bewusstsein Eurer tiefsten Wesenseinheit erlebt, Ihr müsst es erlebt haben! Diese Gemeinsamkeit muss nach dem Kriege die Schranken durchbrechen, welche die schamlose Bereicherungsgier weniger Einzelner noch höher, noch unübersteiglicher zwischen Euch aufzurichten anschickt.

Tut Ihr das nicht — bringt dieser Krieg nicht als seine erste Frucht die soziale Erneuerung aller Nationen, dann lebewohl, Europa, Königin im Reiche der Gedanken! Führerin der Menschheit. Du hast den Weg verloren; wohin Dein Fuss tritt ist eine Leichenstätte. Dort ist Dein Platz — sinke in Dein Grab — und überlasse es andern, der Menschheit voranzuschreiten!

2. November, am Tage der Toten, 1916.

Der Zehnverband und die Slaven Österreich-Ungarns.

In der Januarnummer der Zeitschrift „Neue Wege“ bemüht sich L. R. (Prof. Ragaz), im Interesse des Friedens aus der Note der Entente an Wilson einen Boden für fernere Verhandlungen zu gewinnen und äussert aus diesem Anlasse eine bemerkenswerte Idee. Man hat die geforderte „Befreiung“ der Slaven von Österreich-Ungarn ziemlich allgemein als völlige Loslösung von der Doppelmonarchie verstanden. L. R. findet dies keineswegs unzweifelhaft, vielmehr „kommt es darauf an, auf welchem Wege diese Forderungen erfüllt werden sollten, z. B. ob die Slaven Österreichs vom österreichischen Staatsverband losgelöst werden oder (was wohl wünschenswerter wäre) innert dieses Verbandes mehr freie Bewegung erhalten sollten“. Bekanntlich hat der österreichische Sozialdemokrat Karl Renner längst ein ausführliches Programm der Autonomie für alle Nationen Österreich-Ungarns ausgearbeitet. Es ist nicht unmöglich, dass bei den dereinstigen Friedensverhandlungen der grosszügige Plan dieses gedankenreichen Politikers zu unverhofften Ehren kommen könnte.

Auch in England ist übrigens dieser Programmpunkt der Entente nicht unbestritten geblieben. U. a. erhebt in „The New Statesman“ vom 27. Januar und 3. Februar der bekannte Fachmann für osteuropäische Politik Noel Buxton seine Stimme gegen den Gedanken eines selbständigen tschechisch-slovakischen Staates. Er erinnert seine Landsleute daran, dass 30% der böhmischen Bevölkerung als Deutsche einer solchen Lösung feindlich und dass berühmte Führer der Nation, wie Palacky eifrige Verfechter der nationalen Existenz innerhalb der föderativ umzugestaltenden Habsburgermonarchie gewesen seien. Auch nach der Ansicht westeuropäischer Sachkenner wie Chéradame und Sir Charles Elliot habe von den drei Slaven beherrschenden Staaten, Österreich seine Aufgabe relativ am besten gelöst. Auch haben bisher weder die englischen noch die österreichischen Sozialisten im politischen Kleinbetriebe der Kleinstaaterie ihr Ideal erblickt. Die Fortführung des Krieges bis zur Erreichung dieses Zieles könne leicht ein Plus von einer halben Million Toten kosten. Aber Buxton erklärt, er würde ein unabhängiges Königreich Böhmen auch dann nicht befürworten, wenn es mit einem Federzug geschaffen werden könnte. Keine Allianz habe sich bisher auch nur ein Jahrhundert lang gehalten, und es könne die Zeit kommen, in welcher englische Staatsmänner die Weisheit des alten Spruches einsehen würden: „Wenn Österreich nicht existierte, müsste man es erfinden.“

Von der englischen und italienischen Friedensbewegung.

Die in Zürich lebende Sozialdemokratin Dr. Angelika Balabanoff, Mitglied des italienischen Parteivorstandes, teilt in Schweizer Blättern interessante Tatsachen über beide Bewegungen mit.

Für England ist ihre wichtigste Quelle der "Labour Leader", welcher bekanntlich auf normalen Wegen längst nicht mehr ins Ausland gelangt. Es scheint, dass im November in London allein über zwanzig Friedensversammlungen an je zwei Sonntagen stattfanden; das Zetergeschrei der Kriegsfreunde über die Unterlassung von Regierungsverboten möchte fast noch viel mehr vermuten lassen. Man weiss, dass in Cardiff eine solche Versammlung durch die Kriegsfreunde, teilweise mittelst gemieteter Raufbolde, gesprengt wurde. Für die Friedenssache waren zu dieser Versammlung erschienen: 220 Vertreter von einzelnen Gewerkvereinen (für über 83,000 Mitglieder), 37 Vertreter von Gewerkschaftskartellen (für über 80,000 Mitglieder), 100 Vertreter von sozialistischen und Friedensorganisationen, 2 von Schulen, 450 eingeladene Privatpersonen. Referentin hebt hervor, dass im Unterschiede von anderen Ländern, England keineswegs eine entschieden proletarische, grundsätzlich sozialdemokratische Friedensbewegung habe, vielmehr das bürgerliche und christlich-ethische Element darin stark vertreten sei, neben der hervorragend beteiligten Independent Labour Party. Eine grosse Rolle spielen die von uns bereits besprochenen „Gewissensbedenker“, die auch schon ihr eigenes Blatt haben: *The Tribunal*. Von ihnen sassen schon im August 2000 hinter Schloss und Riegel. Ihre Bekenntnisse in öffentlicher Gerichtsverhandlung können leicht zu einer antimilitaristischen Gärung im Lande führen. So erklärte Walter Ayles, Gemeinderat von Bristol: Ich bin Christ und Sozialist. Ich töte nicht, weil jedes Töten einen Stoss in Gottes Herz bedeutet ... Würde ich glauben, dass durch Mord und Totschlag das Böse aus der Welt geschafft werden könne, so wäre ich längst für das Totschlagen derjenigen eingetreten, die in England jahrein, jahraus die Verantwortung für die Ausbeutung, die Verwahrlosung, die Entbehrungen der Massen tragen.“ — Diesen Friedensfreunden steht die Mehrheit mit ihrem sozial-imperialistischen Organ *The British Citizen* gegenüber, welches die Internationalisten „als bornierte Werkzeuge der deutschen Herrschsucht wie Pestbazillen ausrotten“ möchte. Balabanoff hofft, dass die Aufrüttlung durch diesen Krieg die Kerntruppen der Independent Labour Party zwingen werde, sich zu einer konsequenten sozialrevolutionären Weltanschauung durchzuarbeiten.

Bezüglich Italiens ist Dr. Angelika Balabanoff im Gegenteil in der Lage, die grundsätzlich folgerichtige und beharrliche Opposition der sozialistischen Partei gegen den Krieg rühmend hervorzuheben, von den bekannten Überläufern abgesehen. Schon am 23. Mai 1915, dem Tage der allgemeinen Mobilisation, lehnte die Partei in ihrem Manifeste jede Verantwortung für den Krieg ab, und hob hervor, dass gerade Italien den glorreichen Beruf gehabt hätte, zwischen den Kriegführenden zu vermitteln und

dem Frieden einen Weg zu bahnen. Seither haben zahlreiche Parteimitglieder für ihre Überzeugung das Martyrium erlitten und die Partei als Ganzes hat, mit Verachtung aller Lockungen zu kleinlichen Zwistigkeiten, ihre Einheit und ihren Beruf gewahrt, die internationalen Bande zwischen den sozialistischen Parteien wieder anzuknüpfen. Ihr wahrer Ausdruck ist der *Avanti*, dessen Subskriptionserfolg in diesen schwierigen Zeiten (über 100,000 Lire!) am besten zeigt, wie vielen Parteigenossen er in ihren Nöten zum unentbehrlichen Freund und Berater geworden ist.

Neues Leben und demain, Dez. 1916.

Reichtum und Elend in Amerika. Mr. John Shelton Williams, der Controlor des Geldumlaufes der Vereinigten Staaten, hat vor kurzem den Reichtum dieses Landes auf 320 Milliarden Dollar oder 1½ Billionen Franken geschätzt, was doppelt so viel wäre als der Besitz Grossbritanniens samt allen seinen grossen und kleinen Kolonien. Seit Beginn des Krieges habe Amerika für 9 Milliarden Dollar Munition und Waren zu exorbitanten Preisen geliefert, und 2 Milliarden Dollar zu hohem Zinsfuss den Ententestaaten geliehen. In gar keinem Verhältnis hiezu stehe der Betrag der Hilfe, welche die grosse Republik für die unglücklichen Opfer des Krieges gespendet habe. Nicht einmal ½ Promille des in dieser Zeit erworbenen, konstatiert der amerikanische Sozialist George D. Herron in einem Artikel der *Semaine Littéraire* vom 3. Februar 1917. Dieser Reichtum habe wohl den ungeheuern Abstand zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen vergrössert, aber an dem Elend der grossen Masse nichts ändern können. So gebe es derzeit in New York allein 400,000 Arbeitslose, die auf Unterstützungen angewiesen sind. Die Zahl der „unter dem Niveau einer ausreichenden Existenz“ Lebenden wird auf zwei Millionen Menschen geschätzt, von denen die Hälfte beständig „dem langsamen Tod durch Unterernährung“ preisgegeben sei. 750,000 sei die ungeheure Zahl der jährlich von Unfällen getroffenen amerikanischen Arbeiter, und zwar infolge der Fahrlässigkeit der Gesellschaft, die durch entsprechende Vorkehrungen die meisten Unfälle vermeiden könnte.

Wir müssen es dem amerikanischen Verfasser überlassen, für die Richtigkeit dieser Daten einzustehen, die teilweise geradezu phantastisch klingen. Wie einzigartig wäre aber jetzt die Gelegenheit für das durch seine Lage so bevorzugte Amerika, wenn es nur einen Teil jener Milliarden, welche Europa für die eigene Zerstörung hingibt, benutzen wollte, um musterhafte, noch nie dagewesene, soziale Einrichtungen zu schaffen. Dann erst würde das Goethewort: „Amerika, du hast es besser“ — zur Wahrheit werden.

Westliche oder östliche Kultur? Ein furchtbares, aber leider nur allzu wohlgetroffenes Bild hat der indische Dichter Rabindranath Tagore anlässlich eines Vortrags in Tokio im Juni 1916 von der europäischen Kultur entworfen. Und er warnt

den Osten vor dieser vielgepriesenen Kultur. Im Gegensatz zu Indien, das in einer geographischen Einheit die verschiedenartigsten Völker zusammengedrängt, sei Europa „eine Nation, in viele geteilt ... In Amerika und in Australien haben sich die Europäer das Problem vereinfacht, indem sie die einheimische Bevölkerung fast vollständig ausrotteten. Auch jetzt herrscht dieser Geist der Vernichtung in Kalifornien, Australien, Kanada, nur in etwas abweichenden Formen, indem die Fremden aus diesen ungastlichen Gebieten verscheucht werden von jenen selbst, die einst dort Fremde waren ... Die politische Kolonisation Europas, welche wie eine üppig wuchernde Giftpflanze die Welt erobert hat, beruht auf dem Exklusivismus. Sie ist ängstlich darauf bedacht, alle Fremden in einen Winkel zusammenzudrängen oder sie auszurotten. Sie lebt von der Ausbeutung anderer Völker, aus denen sie ihre Nahrung zieht, und deren ganze Zukunft sie zu verschlingen droht. Unablässig zittert sie vor diesen Rassen, deren Existenz, selbst im Niedergang, der europäischen Politik noch als Gefahr erscheint; auch erstickt sie alle Zeichen einer Grösse, welche ihr über das selbst erlangte Niveau hinauszureichen scheint, und zwingt die schwächeren Rassen, ewig schwach zu bleiben.

Bevor diese politische Zivilisation mächtig genug geworden war, um mit weit geöffnetem Rachen und unersättlicher Gier ganze Kontinente zu verschlingen, hatte auch Indien Kriege gekannt, Plünderungen, Monarchenwechsel mit schweren Kämpfen und schwerem Unglück, — aber niemals bot sich uns ein ähnliches Schauspiel widerlicher, unbarmherziger Gier, der grosszügigen Ausbeutung ganzer Völker durch andere Völker, so ungeheure Maschinen, um ganze Teile der Erde zu Brei zu zermalmen; niemals sahen wir Neid und Eifersucht der Mächte mit solchen Krallen und Zangen bewaffnet, um einander die Eingeweide zu zerfleischen. Diese Kultur ist wissenschaftlich, aber nicht menschlich. Sie ist machtvoll, weil sie alle ihre Kräfte auf ein einziges Ziel gerichtet hält, und sie wie ein Millionär den Goldschatz vermehrt, um den Preis der Seele. Sie verleugnet Treu und Glauben, breitet schamlos ihr Lügennetz aus, betet den Profit an und nennt das Patriotismus. Wir zögern nicht, vorauszusagen, dass dieser Zustand nicht von Dauer sein kann. Denn es gibt nur ein Sittengesetz, welches ebenso sehr auf die organisierte Gesellschaft wie auf den Einzelnen angewendet werden muss. Man kann unmöglich dieses Gesetz im Namen der Nation vergewaltigen, und zugleich seine Segnungen geniessen für das Leben der Individuen. Wenn der Glaube an das sittliche Ideal durch die Politik untergraben wird, kann die Wirkung auf das Privatleben nicht ausbleiben; so erzeugt man allmählich den zynischen Zweifel, den Unglauben an das Göttliche im Menschen, diese eigentliche Dekadenzerscheinung der alternden Nationen. Man darf nicht vergessen, dass diese politische Zivilisation, gegründet auf einen fanatischen Nationalismus, noch keine ausreichende Probe auf ihre Dauerhaftigkeit bestanden hat“ ...

(demain, Nr. 11/12, 1916.)



PAGE DER LIEDER

Gedichte Neu!

Von J. Ehrat.
Preis Fr. 2.50.

In diesen Versen spricht sich ein von sicherem Formgefühl geleiteter Dichter aus, der offenbar aus jenen weiten Zyklen eine Empfindung von aufergewöhnlicher Spannweite gewonnen hat. Was Ehrat zum Rob der

Wanderschaft und der schönheitsvollen jüdischen Fremde zu singen und sagen weis, gehört wohl zum besten in dieser Sammlung. Aber auch Lust und Leid der Liebe und die Sehnsucht nach der fernem Heimat haben den Dichter mannigfach und sehr glücklich inspiriert. Das Büchlein ist würdig, bei den Freunden der Dichtkunst viele Sympathien zu finden.

Leidende Landschaften Neu!

Berje von Leo von Meyenburg. — Fr. 1.50.

Diese Berje sind das beachtenswerte Erstlingswerk eines jungen Schwetzers, bei dem sich das stark Fortschreite und ein Zug zu geistlicher Satire die Waage halten. Dem auf selbstgefundenen neuen Wegen gehenden Dichter dient die Landschaft als Symbol für persönliche Erlebnisse, für politische oder soziale Zustände. Jeder Freund der Dichtung, auch der meistbesetzte, wird gerne anerkennen, dass Meyenburg jetzigen neue Gedanken und Stimmungen mit erfindlicher Kraft zu vermitteln weis.

Neu!

Singen und Sagen

Gedichte von Hans Wagner. — Fr. 2.50.

Wie in seinem äußern Gewande ist dieses Büchlein auch in seinem Inhalt schlicht und vornehm zugleich. Es bietet als erste Geste dieses Dichters eine Lyrik, deren künstlerische Reife bewundernswert ist. Unter diesen annähernd hundert Gedichten konnten eine stattliche Anzahl zu kleinen Meisterwerken ausreifen, über die ein jeder Freund der Poesie eine ungetrübte Entzückung empfinden wird.

Berje

Von Hans Roelli. — Preis Fr. 1.25.

Eregt und subtil, oft phantastisch mystisch empfunden, entzückt geschaut, erzielen die Gedichte lebhafteste Eindrücke; die Formulierung, wenn auch grazios und rätselvoll latend, ist seelisch durchleuchtet und entschieden dichterisch. (Neue Zürcher Zeitung, Zürich.)

Das leuchtende Jahr

Berje der Jahreszeiten und Minnelieder von Hans Roelli. — Buchschmuck von J. Herrmann. In Halbpergament gebunden 3 Fr.

Es sind „schöne leise Lieder“, die der Verfasser zu einem zweiten Bändchen gesammelt hat. Durch seine Lyrik geht ein stilles Sehnen nach Liebe und Glück; etwas von reizender Anmut, wie „von Rosen, die noch ungebrochen in Sehnsucht blühen“, umflutet seine Berje, die in stillen, weissen Seelen Verständnis finden werden. Freunden der Poesie wird das schmuck ausgestattete Büchlein als Geschenkgabe willkommen sein. (Schweiz. Lehrerzeitung, Zürich.)

Seerosen

Gedichte von Heinrich Pestalozzi. — Gebunden in Leinwand Fr. 2.40.

Die fünf Tugenden Lieder und Gedichte dieses Bändchens sind voll Klang und Gefühl. Fast überall spürt man den echt lyrischen Pulsschlag, der auch anscheinend leichten Sätzchen zu einer intimen Wirkung verhilft, besonders da die meisten auch künstlerisch gebaut und von einschmeichelndem Wohlklang der Sprache sind. Der Verfasser hat dafür offenbar ein ganz besonders feines Ohr; denn er ist auch Musiker und hat etliche seiner Lieder selber in Musik gesetzt. (Der Bund, Bern.)

Neue Gedichte

Von Clara Forrer.

Preis broschiert Fr. 3.20. — Gebunden 4 Fr. Clara Forrers Gedichte geben Kunde vom Leben, Denken und Sein einer edlen Frauenseele; sie sind das Geschenk mancher schmerzdurchzitterten, mancher freudenvollen Stunde. All ihr inneres und äußeres Erleben drängt die Dichterin zu poetischer Ausdrucksweise, wandelt sich ihr in lyrisches Gold. (National-Zeitung, Basel.)

Was für schöne Sachen in diesen neuen Gedichten! Knapp und ernst, gemüthvoll und männlich. Ein großemüthiger Seelenstolz. „Vor der Pforte“ z. B. erscheint mir geradezu vollendet, so einfach ist es gesagt, so ergreifend gefühlt und ausgedrückt. (Carl Spitteler.)

Am Webstuhl

Gedichte von Ferd. Buomberger mit Buchschmuck von Friedrich Balthard.

Broschiert 2 Fr. — Gebunden in Leinwand 3 Fr. Wir besprechen dieses Buch gerne; was uns der Dichter gibt, sind keine Kriegs- oder Mordverse, wie sie während den letzten Monaten zu Hunderten gereimt und geleistet worden sind, denn es ist nicht ein vom Kriegstaukel mit Veranlassung oder Herbeiführung, der mit dröhnendem Ballos zu uns spricht, sondern ein einfühlsamer Mensch mit offenem Blick, mit schlichten, klaren Worten. Das ist es eben, was dem Buche einen Reiz verleiht, die ursprüngliche Einfachheit der Sprache. (Grütliker, Zürich.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gedichte von P. Maurus Carnot

Brochüirt 3 Fr. — Gebunden in Leinwand 4 Fr.

Carnots Gedichte sind aus dem Leben genommen, voll Tiefe und Wärme, er singt so gerne von seiner Heimat, von Familie, von Vater und Mutter. Es folgen sich darin eine Gefühlswelt wieder, die jedem wahrhaft wohl tut. Diese Friedensstimmen, wie so die Gedichte nennen möchte, klingen in unsere aufgeregte, kriegerische Zeit hinein wie ein Echo von vergangenen glücklichen Tagen.

(Schweiz, kath. Volksblatt, St. Gallen.)

Gesammelte Berlen

Herausgegeben von Leon Helfenberger.
In Lwd. geb. Fr. 1.25.

Der Verfasser hat formichene, geschaltvolle Dichtervorte und andere Weisheitsprüche, die ihm bei der Vektüre gehalten, gesammelt und im Druck herausgegeben. Es ist eine tüchtige, mit lehrhafter Gesinnung getroffene Auswahl von Sentenzen geworden. Wir finden uns da angenehm an manches vertraute Wort erinnert und können sprechen aus weniger bekannte Sprüche in edler Fassung zu unserer Seele. Das Büchlein ist ein wertvolles Tagelistein, aus dem uns jederzeit, in Hause und auf Reisen, Erquickung edelster Art fliegt. Man muß es lieb gewinnen und wird sich nie von ihm trennen.

(Der Freie Kister, Ghrn.)

Neu!

Allerhand Berse

Von Sophie Jacot Des Combes. — Fr. 1.60.

In den hier gesammelten Berlen sind wesentliche Vorbedingungen guter Dicht erfüllt: reinge Zucht in formaler Hinsicht, untrügliche Tiefe der Empfindung, Fülle und Eigenart der Gedanken. Das Büchlein wird durch seinen unmittelbar zum Herzen sprechenden Gemütsreichtum zur empfehlenswerten Gabe für die Freunde der Poesie.

Samariter-Berse

Neu!

Eine leicht im Gedächtnis haltende Anleitung zur ersten Hilfe bei Unfällen.
Von Dr. med. Hans Hoppeler. — Preis 1 Fr.

In wohlgefügten Berlen schildert uns hier der so beliebte Verfasser, wie wir unseren Nächsten bei Unfällen hebreich Hilfe bringen können. Nicht nur Samariter, sondern jede Mutter wird sich dieses kleine Büchlein gerne anschaffen und es bei Gelegenheit zu Rate ziehen. (L. Z.)

Bertha Hallauer:

Neu!

Sonnenuntergang

Dem Andenken eines Verstorbenen gewidmet. 1 Fr.

Späte Nojen

Zweite vermehrte Auflage. Geb. in Lwd. Fr. 3.50.
Herzenswärme, Gesinnungstüchtigkeit, nachdentlicher Ernst sprechen aus diesen Gedichten. Vor allem bekunden sie innige Naturempfindung. Die Fieder im Vokalen sind nicht ohne Kahlbarte Reiche.
(Frauenbestrebungen, Zürich.)

Sang der Zeiten

Gedichte von Theodor Curti.

Mit dem Porträt des Verfassers

Brochüirt 5 Fr. — In Lwd. geb. 6 Fr.

Dieser „Sang der Zeiten“ bietet ein prachtvolles Gesamtbild von Theodor Curtis vielseitiger und tiefgründiger Geisteskultur, die ungerrannt war mit dem Fühlen und Denken der eigenen Heimat und vieler fremder Völker.

Das Hohelied

Kristliche Dichtung von Karl Stamm. — Mit einer Originalabildung und Buchschmuck von Eduard Gubler. — Preis gebunden 7 Fr.

Der Verfasser ist als Dost ein wirklich originales und edles Dichtertalent, wie es unserer einheimischen Literatur nicht alle Jahre bezeugt wird. Eine im engsten Verkeh mit dem Naturlieben sich erhaltende, ehrende künstlerische Begabung, ein elementares, tiefes Erleben, das bis an die gefassten Abstände intensiver Phantasie und Traumwelt heranreicht, ruht auf der Schöpfung dieses vielersprechenden Autors. Und dazu kommen eine vollendete Sprachtechnik und Formenbeherrschung, ein ergreifender Sinnerfüllungsgehalt und eine überraschende Fülle schäner, individueller Gedankenreihen.
(Arztgeier f. d. Schweiz, Buchhandel, Zürich.)

Nach des Tages Mühs

Fünzig Gedichte eines Arbeiters.
Von August Brüllmann.
Gebunden in Leinwand Fr. 1.80.

Man kann dem Verfasser dieser Gedichte wohl kein schöneres Lob spenden als: man muß ihn persönlich tiefgehaben. Seltener ist uns eine Kritik von solcher Gemütsfülle bekannt geworden, wie „Nach des Tages Mühs“, der Dichter besitzt die tüchtige Gabe, in Wort und Sinn überall unmittelbar zum Herzen zu sprechen und dessen edelste Empfindungen anzudeuten. Vor allem ist es die Liebe zu den Angehörigen, was der Dichter in den innigsten Versen behandelt.
(Die Quelle.)

Schwizer-Dütsch

Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur.

56 Rn à 50 Rp. Ausführliche Verzeichnisse gratis.

Der Verfasser freist moderner Sinnes durch Berg und Tal, pflicht am Bach und im Wald, auf der einsamen Klus und an der Fede kein Dorfe Blumen und Blüten, fügt grüne Zweige hinzu und reicht uns einen Strauß, der Sinne und Herz erfreut.
(Zoggenburger-Anzeiger.)

Jugendliteratur.

Peterli am List



Eine Erzählung für
die Jugend und ihre
Freunde
von Niklaus Bolt.

3. Auflage.

8.—13. Tausend.

Mit 20 Zeichnungen
von Rud. Wünger, Bern.
Hübsch gebunden 3 Fr.
Ausgabe in italienischer
Sprache Fr. 1.50.

Ei, der Tausend, hat das Buch mir Freude bereitet, mir altem Knaben! Hei! als Bub! ja wahrhaftig! Dieselbe Bündnerlust, dieselbe herzige Kernatur im Menschenförner und derselbe spannende Gang, den die Handlung bis ans Ende nimmt. Peterlis Schicksal wird alle unsere Buben lebhaft interessieren und beschäftigen. Da hat der Pfarrer in Lugano, Niklaus Bolt, dem wir diese urchige schweizerische Jugendgeschichte zu verdanken haben, einen Griff ins volle Menschenleben getan und mit vieler Geschicklichkeit uns das Leben, Denken und Empfinden des Bündner Listbuben vor die Seele gezaubert. Wir dürfen ihm dankbar sein, daß er unsere schweizerische Jugendliteratur um ein originelles, alpenfrisches Werklein reicher gemacht hat. (Schweizer Hauszeitung, Kirchberg.)

Neu!

Der Zirkustoni

Eine Geschichte für Kinder und Kinderfreunde von Ernst Eschmann.

Mit Buchschmuck von Martha Schmid.

In Pappband 3 Fr.

Eine allerliebste Kindergeschichte. Mit feinem Verständnis schildert uns hier der Verfasser in einer Familiengeschichte das Leben und Treiben eines Knaben auf dem Lande. Seine große Liebe zu den Tieren zwingt ihn trotz Bitten und Schelten seines Vaters zum Zirkus zu gehen, wo er es in kurzer Zeit zu erstaunlichem Erfolg bringt. Der Verfasser hebt in seiner so schlicht und traut geschriebenen Erzählung besonders hervor, wie man durch Liebe und Güte Großes zustande bringt, und wie jedes Handwerk, das wir mit Lust und Liebe tun, seine guten Früchte zeitigt. Das Büchlein wird nicht nur Kindern eine willkommene Weihnachtsgabe sein, sondern es wird auch Eltern und Kinderfreunden große Freude bereiten und sie in die Tage ihrer Jugendzeit zurückverleihen. Dem hübschen, gediegenen Büchlein viel Glück auf seinem Weg. (R. S.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gute Bücher für unsere Töchter.



In farb. Umschlag, geb. 4 Fr.

Das neue Werk der bekannten Schriftstellerin überrascht durch die Mannigfaltigkeit, die liebliche Gestaltung und die unerschöpflichen Episoden. Ein jeder, der gerne den Klängen aus dem eigenen, in treuem Andenken bewahrten Jugendland lauscht, wird dieses Büchlein als Festgeschenk willkommen heißen und es lieb gewinnen wie einen altanvertrauten Freund von anno dazumal.

(Schweiz. Familien-Blatt, Zürich.)

Preis 60 Rp.

Das kleine Büchlein „Mis Gärli“ von Fanny Licht ist von beglückender Einfachheit und Gemütsliebe. Die Autorin führt uns aus der vom Sturm gepeinigten Welt in ihr stilles, sonniges Gärtlein. Wir lassen uns in der verborgenen Rosenlaube nieder und lauschen anachtsvoll dem stillen Leben und Weben um uns.



Wise-Blueme

Zürdütschi Gedicht von Emilie Locher-Werling. In Leinwand gebunden Fr. 2.80.

Freunden mundartlicher Dichtung sei dieses Büchlein warm empfohlen. „Wiseblueme“ nennt die wohlbekannte Dialektdichterin den Strauß ihrer Gaben. Wie Wiesenblumen sind diese Gedichte auch, schlicht und erdnüchsig, und tragen den Duft der heimatischen Scholle noch an sich. Viel warmes Naturgefühl, Liebe zur Heimat, Familieninn und Verständnis für Kinder eignet der Verfasserin und kommt in den Gedichten schön zum Ausdruck. Es sind eben auf der Sonnenseite gewachsene Wiesenblumen, wie die Dichterin selber sagt. Dem bescheidenen täglichen Leben entsprossen die meisten der Gedichte, aber sie vergolden den Alltag mit einem warmen Schimmer echter Poesie und lassen im Herzen der Leser einen frohen und reinen Nachklang zurück.

(Schweizer Frauenheim Zürich.)

Maria Wyß:

Castello di Ferro

Mit 6 Abbild. — Elegant gebunden 2 Fr. Eine ruhrende, mit frischer Lebendigkeit erzählte und im Tone echter Kindlichkeit gehaltene Kindergeschichte bringt unsere Schriftstellerin ihren zahlreichen jungen Freundinnen in dieser Erzählung.

(B. 3. L.)

Beim Alten auf der Injel

Eleganter Leinenband 4 Fr.

Das Ganze ist frisch und anmutend erzählt; es enthält eine Fülle von hübschen Einzelheiten und Schilderungen, und der Gang der Ereignisse hält die jungen Leser fortwährend in lebhafter Spannung. (D. 3. B.)

Müssen und Wollen

Elegant gebunden 3 Fr.

Ein fröhlicher Hauch weht uns aus dieser Erzählung entgegen, und doch ist es ein ernstes Buch. Die talentvolle Verfasserin weiß den rechten Ton zu treffen, bald lustig-übermütig, bald innig-weich und oftmals mahnend klingt es aus den Zeilen. Immer aber geht es zu Herzen, weil es von Herzen kommt. Ein Buch, so recht für unsere jungen Mädchen geeignet. (D. 3. B.)

In treuer Gut

Mit einem Titelbild. Eleg. geb. in Ganzlein. Fr. 2.70. Es ist eine gut erzählte Geschichte von Freund und Leid im Kinderleben, und sie wird bei empfänglichen jungen Lesern manch edle Regung erwecken.

(Pestalozzianum, Zürich.)

Allezeit hülfbereit

Zweite Auflage. — Elegant gebunden 3 Fr. Welche Fülle poetisch-religiösen Sinnes, welch lebhaftes Gefühl für die Schönheit alpiner Landschaft! Und dabei würzen naiver Humor und praktische Winke das Ganze und gestalten es zu einer vor trefflichen literarischen Gabe.

Müllers Otto. — Belosieber

Zwei Erzählungen.

Elegant gebunden in Ganzleinen Fr. 2.70. Blühende Phantasie, Humor und spannende Situation geben beiden Geschichten einen besondern Reiz, der jugendliche Leser anzieht und ihnen erwünschte Haltung bietet, sie zugleich aber auch Herz und Gemüt fördernd glücklich beeinflusst.

(Die Stütze der Hausfrau, Basel.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Internationale Rundschau

erscheint in deutscher und englischer Sprache
1-2 mal monatlich.

Inhalt des 2. Jahrganges.

Heft 12 (25. September).

Lowin L. Schücking: Mehr Völkerkunde. — Allerlei. — A. Togi: Glossen zur baltischen Frage. — Rudolf Leonhard: Die Gründung Polens. — E. Trott-Helge: Freude und Leid der neutralen Schifffahrt im Kriege. — Still, das Ausland hört zu! — Aus Büchern und Flugschriften.

Heft 13 (15. Oktober).

Rosa Mayreder: Kriegssphrasen. — Lehren der Geschichte. — A. Mi-Baschan: Die Judenfrage vor der kommenden Friedenskonferenz. — Enrico Catellani: Die Eigenart des Völkerrechts. — Der Kriegsgebrauch in alten Zeiten. — In eigener Sache. — Das baltische Problem. — Alles schon dagewesen. — Zeitschriftenschan.

Heft 14 (15. November).

B. de Jong von Beek en Donk: Der neunte November. — Georg Brandes: Farbenblinde Neutralität. — Ed. Platzhoff-Lejeune: Auch ein Martyrium. — Rosa Mayreder: Kriegssphrasen. — S. F.: Zur Frage der Internationalen Organisation. — Siegmund Feilbogen: Der nächste Friedenspreis. — Johanna Friedjung: Wir Frauen im Kriege. — Hugh Richardson: Aus meiner Lesemappe. — Aus Büchern und Flugschriften.

Heft 15 (5. Dezember).

E. D. Morel: Die Wahrheit über den Krieg: Geleitwort der Redaktion; Vorwort des Verfassers; Die geheime Diplomatie; Ist Deutschland allein schuldig?; Die Geheimdiplomatie und das Schicksal Englands; Der Einfall in Belgien; Die Vernichtung des preussischen Militarismus; Russland als Angreifer; Das praktische Programm.

Heft 16 (20. Dezember).

Alexander von Gleichen-Russwurm: Noahs Taube. — Siegmund Feilbogen: Zur Friedensbotschaft. — Thucydides: Ein Friedensanerbieten. — Henri Guilbeaux: Die Friedensbewegung in Frankreich. — Walt Whitman: Gesang von mir selbst. — Alexander von Gleichen-Russwurm: Der erste Pazifist. — S. F.: Die Wehrfreiheit wegen Gewissensbedenken. — Lord Roberts: Gewissen und Disziplin. — Rose Silberer: Träume, die der Erfüllung harren. — A. H. Allen: Brief aus England. — H. van der Mandere: Brief aus Holland. — Felix Beran: Dokumente der Menschlichkeit. — L. Wienburg: Einst und jetzt. — Allerlei. — Zeitschriftenschan. — F. Heinemann: Tellereisen zum Menschenfang.

Inhalt des 3. Jahrganges.

Heft 1 (10. Januar).

Paul Nathan: Die Menschheitsfrage des Friedens. — Lujo Brentano: Das Friedensangebot. — C. Sturzenegger: Sylvester-Stimmung. — Der englische Standpunkt. — E. Dick: Ein moderner Aristophanes. — Hans von Kahlenberg: Das Friedensangebot und die Frauen.

Die Internationale Rundschau

erscheint in deutscher und englischer Sprache 1–2 mal monatlich.

Unsere Zeitschrift ist bestimmt, ein Sprechsaal für Berufene aller Nationen zu werden.

Wir bekämpfen die Lüge und die Verhetzung der Völker.

Wir sind überzeugt, daß jede Nation nicht nur „Schändlichkeiten“ verübt, sondern auch Edeltaten, selbst gegen den Feind. Diese sammeln wir. Wir sind jedem dankbar, der uns gutbeglaubigte Tatsachen mitteilt.

Wir wollen uns volkswirtschaftlich auf den Frieden vorbereiten und zu diesem Zwecke die Erfahrungen des Krieges verwerten.

Auch andere völkerverbindende Ideen werden in dieser Zeitschrift stets ein dankbares Entgegenkommen finden. Wir wollen den historischen Zusammenhang aller nationalen Kulturen und die Unentbehrlichkeit des internationalen Zusammenwirkens aufs energischste betonen.

Wir bitten unsere verehrten Abonnenten, das Abonnement rechtzeitig zu erneuern und uns in unserem schwierigen Kampfe mit der Ungunst der Zeit behilflich zu sein, indem sie für unsere Ideen wirken und neue Abonnenten anwerben.

Abonnementspreise:

Für 3 Monate: Fr. 3.— Mk. 3.—.

Abonnements für das 1. Vierteljahr 1917 (Beginn 1. Januar) werden im Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Bäregasse 6, Zürich 1, sowie bei allen Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegengenommen.